N. III. B. b. β. 6.

~~9 L 1160~~

~~O. L 825~~. fol: ~~103~~/6

Phil
3519

Menschenwürde.

In Selbstgesprächen.

Ein Büchlein,

das man vorzüglich jungen Leuten am Ende ihrer Erziehung in die Welt mitgeben kann.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Von

C. F. Sintenis,

Konsist. Rath.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, d. Jüng.
1817.

Erstes Selbstgespräch.

Statt Vorrede.

Wo hebt die unermesliche Schäpfungsleiter an? wo hört sie auf? . . Kann ich auch auf diese Fragen nicht antworten, so rufe ich doch mit ekstatischer Freudigkeit aus — „auf welch einer erhabenen Stufe iener Leiter steh' ich als Mensch!!!"

Allerdings kenne ich die Bewohner iener unzählichen Gestirne nicht, welche in wolkenlosen Nächten mir leuchten. Ja, ich glaube sogar gern, daß unter ihnen Wesen von übermenschlicher, und noch immer übermenschlicherer Vollkommenheit, sind.

(Wie? das sollte nicht sein? Traun, wenn ein blosser Planet schon Menschen hegt und pflegt — was soll nicht vollends auf Sonnen und Fixsternen sein?! Ganz unaussprechlich reitzend — ia, ich weis von keinem reitzenderen Gedanken — ist der Gedanke für mich, daß auf iedem Stern — sei Planet, wie meine Erde, oder Fixstern, wie meine Erdsonne — eine Gei-

sterart, umkleidet mit so einem Körper, wie ihr Wohnstern ist, an der Spitze der dortigen Schäpfung stehe, und daß alle diese Geisterarten zusammen das unzuberechnende Geister heer bilden, welches dem allerhöchsten Einen, der ihrer aller Urquell und Ursprung ist, das ewige Halleluia singt. Wie mag ihm zu Muthe sein, wenn er es vernimmt? Sei dis immerhin nur Bildersprache; es liegt doch ein grosser Sinn ihr unter, nehmlich dieser — wie noch seliger mag sich Gott, der in sich selbst schon allselig ist, fühlen, wenn seine in unzählichen Abstufungen mit ihm verwandte Geisterwelt ihr Seligkeitsgefühl ihm dankbar ausdrückt, oder wenn er sich solches auch nur denkt! Wo ist ein edler Reicher, der sich nicht im Vermehrungszustande seines ihn beglückenden Reichthums befindet, wenn er mitten unter vielen Armen, die durch ihn auch begütert werden, sich weis? Wo ist ein edler Mächtiger, der sich nicht im Vermehrungszustande seiner ihn schützenden Macht befindet, wenn er in der Mitte vieler Schwachen, die durch ihn auch geschützt werden, sich weis? Man nenne dis immerhin anthropomorphistische, Gott vermenschlichende Vorstellungen; es ist zu befürchten, daß man, wenn der Anthropomorphismus ganz auf die Seite geschaft würde, an Gott vielleicht gar nichts, oder höchstens eine blosse Idee, behalten werde, bei der man nichts denkt.)

Ich kehre zurück von meiner Hipothese über eine Krone der Wesen auf iedem Stern, die wenigstens

nicht Gefar läuft, lächerlich gemacht werden zu können, wie tausend andere Hipothesen, und sage mir nun mit der vollsten und lebendigsten Ueberzeugung, daß ich auf dem Planeten Erde, auf dem ich fürs Erste hause, zu derjenigen Wesenart gehöre, welche die Krone der Schäpfung auf ihr ausmacht . . . Gebe es immerhin Erdenwesen, die an Körpermasse und Körpergewicht den Menschen noch so weit, und wer weis, wie weit, übertreffen — gebe es dergleichen in der Luft, auf dem Lande und im Meere — ein Funke Menschenvernunft überwiegt sie an Werth doch insgesamt . . . Auf aber, und verfolge jenen herzerhebendsten Gedanken weiter!

Für alle Erdenwesen ist die Erde da, und so da, wie sie da ist — ja, für den Menschen aber ist sie vorzüglich da, und so da, wie sie da ist. Ist er es denn nicht, der fast überall auf ihr zu hausen versteht, und auch wirklich hauset? Ist er es denn nicht auch, der von ihr die höchste Summe von Genüssen schöpfen kann, und auch wirklich schöpft, und zwar von solchen Genüssen, die kein anderes Erdenwesen ausser ihm zu schöpfen vermag? . . Ist er es aber nicht auch, der nicht nur, wie die übrigen Erdenwesen, da ist, sondern auch von ihrem Dasein allein wirkliche Kentnis hat, und über ihre Natur und Bestimmung nachdenkt? . . Ist er es nicht, der sich zum Herrn über sie alle, ja, über die Erde selbst, nicht nur zu machen sucht, sondern auch zu machen weis, oder dem doch wenigstens dieser Herrschaftspru-

ritus weit öfter gelingt, als mislingt? : : Ist er es nicht, der freies Thun und Lassen hat, und sich selbst zu dem Einen, wie zum Andern, bestimmt, während daß alle übrige Erdenlebendige thun und lassen müssen, wie ihr blosser Naturtrieb und ihr blinder Instinkt sie bestimmt? . . Ist er es nicht, der nicht blos zerstören kann, was da ist, wie die Zeit, sondern auch bauen, wie der Schöpfer der Zeit und der Welt — nicht blos Unheil, Fluch und Verderben anrichten, wie die Löwen und Tiger, oder wie die Orkane, Epidemieen und Erdbeben, sondern auch Heil und Segen um sich her stiften, absichtlich stiften, wie Gott selbst? . .

Daher nun, ia, eben daher kommts, daß ich mich als ein Wesen fühle, welches auf der unermeslichen Schöpfungsleiter eine sehr erhabene Stufe betrat.

Ich wies sie mir aber doch warlich nicht selbst an, sondern sie ward mir angewiesen. Hätte ich sie mir anweisen sollen, so hätte ich ja eher da sein müssen, als ich da war, um sie mir anweisen zu können; war ich aber schon da, so brauchte ich ja nicht erst da zu werden, oder sie mir anzuweisen. Klinge dis dunkel, wem es wolle — mir ists das Allerverständlichste von der Welt. Wollte man iedoch sagen, daß ich auf solche Weise auch schon hätte da sein müssen, als sie mir angewiesen werden sollte, weil das mir offenbar mich schon voraussetze, so weis ich mich doch nicht anders auszudrücken. Es wäre sonst sonach auch wohl abgeschmackt, froh darüber zu sein, daß man Mensch geworden sei, und doch

thut man die Frage — wolltest du wohl lieber Hund, oder Pferd, oder Elefant, geworden seyn? und — Jeder beantwortet sie mit Nein.

Mus ich nun also dabei bleiben, daß ich mir die erhabene Stufe, die ich auf der Schäpfungsleiter inne habe, nicht selbst anwies, sondern daß sie mir angewiesen ward, so mus ich auch dabei bleiben, daß ich Dem, der sie mir anwies, auf das höchste dafür verpflichtet sei, daß er sie mir anwies. Ihm bin ichs mithin schuldig, mich zu bestreben, sie auch wahrhaftig auszufüllen, und so meine natürliche Wesenswürde zu behaupten; ja, mir selbst bin ich es schuldig. Was Ihn betrifft, so mus ich also denken — „An allen seinen übrigen Erdgeschäpfen hat er die Freude, daß sie den Platz, welchen er ihnen auf der Erdenschäpfungsleiter anwies, wirklich ausfüllen, und daß sie in der That auch werden, was sie sein sollten. Ja, so ists, sobald kein Hauptunfall dazwischen kommt, der ihre vollkommene Ausbildung verhindert. Ich mag das ganze Pflanzenreich, ich mag das ganze Thierreich durchgehen — ich finde es so. Wie? und an mir sollte er nicht dieselbe Schäpferfreude haben — an mir, von dem er sie mit Recht am meisten erwarten kann?" Was aber auch mich selbst betrift, so mus ich so denken — „Wie? du wolltest zurückstehen hinter allen andern Erdenwesen — du allein? wollt'st nicht ebenso das werden, was du sein sollst, wie sie insgesammt werden, was sie sein sollen? Und warum dis? Darum,

weil du es verhindern kannst, sie aber nicht? So wolltest du also den großen Vorzug anwenden, welchen du erhieltst, daß dich weder Mechanismus, noch blosser thierischer Instinkt, zwingen, zu werden, was du sein sollst, sondern daß du es damit halten könnest, wie du wolltest? Das Schönste also, was dir der Allschäpfer geben konnte, und wirklich gab — sittliche Freiheit — wolltest du ihm so abscheulich verdanken, und wolltest dich damit an dir selbst unnatürlichst versündigen, und es zu deiner Wesensverderbung misbrauchen?" Vermaledeiet von mir selbst müste ich werden und auf der Stelle sein, wenn mich dieser Vorwurf träfe. Nein, er soll mich nicht treffen. Ich will vielmehr meine Menschenwürde behaupten, von allen Seiten und in ieder Hinsicht behaupten.

Leugnen mag ichs zwar nicht, daß mich in diesem Vorsatze die Hofnung sehr stärke, daß ich eben darum, weil ich auf der Schäpfungsleiter so hoch gestellt ward, auch nie wieder von ihr schwinden werde, und daß ich, weil ich zu der Wesenart gehöre, welche die Krone einer ganzen Sternschäpfung ausmacht, auch durch den Tod nicht zerstört werden könne; gesetzt iedoch, es verhielte sich nicht so, so müste es dennoch mein heiligstes Bestreben sein, das Bewustsein mir auf die Zeit der Annäherung meiner Daseinsabgabe zu bereiten, daß ich geworden sei, was ich hätte sein sollen.

Zweites Selbstgespräch.

Mit Recht meine ich ganz zuförderst, daß ich mein Denkvermögen gleichsam dazu habe, um mich zum höchsten aller Gedanken, zum Gedanken, der die Krone aller Gedanken ist — zum Gottesgedanken — aufzuschwingen; Gottesverehrer zu werden — dazu hab' ichs wenigstens ganz vorzüglich. Also — Religiosität — heiligste Behauptung meiner Menschenwürde! . .

Jedes geistige Wesen stammt gleichsam in gerader Linie und unmittelbar von Gott, dem obersten Geiste, ab, und so ist ihm auch gleichsam Ahnung Gottes mitgegeben. Auch dem Menschen schwebt, sobald er sich kultivirt, und zur Erkenntnis des Vollkommenen gelangt, ein Urbild aller Vollkommenheit vor, und, ie mehr er sich kultivirt, desto heller schwebt's ihm vor. Er verlangt darnach, glaubt's, erfreut und erquickt sich daran. Gott ist ein Produkt seiner Vernunft, und zwar das höchste, und mus es werden. Meine Vernunft ward dazu kultivirt genug — erst durch meine edlen Erzieher, und dann durch mich selbst. So steigt dann Gott auch aus mir selbst hervor, und so oft ich alsdann zugleich über mein sittliches Gefühl nachdenke,

und um mich her und über mich hin blicke, geht er gleichsam vor meinen Augen vorüber. Ich producire ihn also auch selbst für mich durch Anwendung meiner Nachdenkenskraft.

(Hat man den Ausdruck — Gott ist ein Produkt der Vernunft — erst auf der einen Seite gemisbraucht, und dann von der andern her mit Recht verspottet, so kümmert mich Beides nicht. Ich sage ia nicht, daß Gott an sich nicht da wäre, wenn ich ihn nicht dächte; ich sage blos, daß er für mich dadurch erst anfange da zu sein, daß ich ihn denke, und — so möchte ich fast über die spotten, welche deshalb über mich spotten könnten. Getrost, ia, lächelnd höre ich ihren Vorwurf an, daß ich auf solche Weise mich zum Schäpfer meines Schäpfers machte, und so verkehrte Welt spielte. Ja doch, ia, ich werde meines Schäpfers Schäpfer in so fern, daß ich seine Idee für mich schaffe.)

Noch einmal gesagt — ein Urbild aller Vollkommenheit schwebt mir vor — mein sittliches Gefühl führt mich auf einen höchsten Geber des Sittengesetzes — der Sternhimmel und die Geschichte zwingen mich an einen Welturheber und Weltregirer hin, und — ich hörte auf, Vernunftwesen zu sein, wenn ich nicht Gottesverehrer sein wollte. Hierbei bleib' ich und will ich bleiben Zeit meines Lebens.

Ich habe es iedoch dabei weder mit den sonderbaren Dogmen der Kirche, noch mit den spitzfindigen Fragen der Philosophie, zu thun. Jene sind Auswüchse

des Glaubens, welche vor der Vernunft in dem Masse nicht bestehen, in welchem der Gottesglaube an sich vollkommen vor ihr besteht, und ich verweise sie dreust in iene Zeiten zurück, wo man an dem einfachen Gottesglauben künstelte, und ihn dadurch verkünstelte. Diese sind Anmassungen, deren sich eine so beschränkte Vernunft, wie die menschliche ist, gar nicht schuldig machen sollte, und die zu weiter nichts dienen, als die Gläubigen in Ungläubige zu verwandeln.

So lasse ich mich dann noch weniger dadurch in meinem Glauben an Gott irre machen, daß man etwa spricht, mein aufgestelltes Urbild aller Vollkommenheit sei ein blosses Machwerk meiner Fantasie, und existire blos in ihr — so fast, wie das Bild der vollkommensten weiblichen Schönheit in der Fantasie des Malers oder Bildhauers. Sollte es einen richtigeren Schlus geben können, als den — vom Beschränkten auf das Unbeschränkte? Verfolge ich mit meinen Geistesblicken den blos mir bekannten kleinen Theil des unübersehbaren Wesenheeres, so finde ich von den engsten Beschränkungen an immer weitere und weitere Beschränkungen; wie mags vollends mit den mir unbekannten höheren Wesen in höheren Welten stehen? Ich mus zulezt auf ein Wesen kommen, für das sich alle Beschränkung, auch die denkbar weiteste, verliehrt — auf ein Urwesen, das das Urbild aller Vollkommenheit ist, dessen Abbilder alle geistige Wesen an sich schon sind, und in intellektueller und moralischer Hinsicht noch immer mehr

zu werden streben sollen. Es fehlt mir auch sonst durchaus an einem Gedanken, der meinem Denkvermögen Genüge leistet, der ihm aber auch, sobald ich ihn erreicht habe, so Genüge leistet, daß ich nach weiter nichts verlange.

Wie dieses Urwesen der Urheber aller übrigen Wesen geworden sein möge — diese Frage liegt offenbar ausser dem Vorstellungskreise der gesammten Geisterwelt, und dasselbe selbst kann nur davon — so, wie auch von sich selbst — eine Vorstellung haben. Diese kann sich nur zu dem Glauben an ein solches Wesen, oder an Gott, aufschwingen, und zwar die eine Branche von ihr immer vollkommener, als die andere; wie er ihr Quell geworden sei — dis mus sie ganz auf sich beruhen lassen. Ebenso stehts auch mit der Frage, wie der Urquell fortquille, oder — wie Gott seiner geschaffenen Welt bis jezt vorstand, noch vorsteht, und ewig vorstehen werde. Genug, wie es vernünftiger ist, zu glauben, das Universum habe einen Urheber, als keinen, so ists auch vernünftiger zu glauben, das Universum habe einen Regenten, als keinen, und — wer könnte dieser anders sein, als iener?

Die erstaunenswürdige Weltordnung, welche überall da ist, und seit Menschengedenken da war, zwingt mich auf so ein Wesen hin, welches ihr Entstehen bewirkte, und ihr Bestehen fortwirkt; denn von einer blossen blinden Nothwendigkeit derselben habe ich keinen Begrif, und es kommt mir, wenn diese das Räthsel lö-

sen soll, damit fast so vor, als sollte ich glauben, sie habe sich selbst gemacht, und mache sich ferner selbst fort — ein Glaube, mit dessen Hegung mich zu verschonen ich feierlichst bitte, oder vielmehr gar nicht erst noch zu bitten nöthig finde.

Von der Geisterwelt, welche durch alle Sterne zerstreut ist, weis ich freilich nichts; ich erblicke aber doch schon bestehende moralische Weltordnung genug in der Menschenwelt, die die Erdengeisterwelt ausmacht, und diese würde unmöglich da seyn, wenn es nicht ein moralisches Oberhaupt gäbe, das dem heiligen Sittengesetze am Ende immer Glanz und Würde, die ihm zukommen, wieder zu verschaffen wüste. Man mus, wenn die Rede auf die Zulassung des moralischen Bösen gerichtet wird, nur an die menschliche Willensfreiheit denken; eben darum aber auch, weil diese wirklich da ist, was würde werden, wenn kein allmächtiger Weiser das Weltruder führte? Statt also, daß iene Zulassung einen höchsten Weltregirer in Zweifel bringen sollte, setzt ihn vielmehr die Erfarung, daß noch so viel moralische Ordnung da ist, und am Ende immer wiederkehrt, ausser allen Zweifel.

Mit der phisischen Weltordnung verhält sichs ebenso. Daß kein Stern von Zeit zu Zeit ohne Revolutionen bleibe, ist mir wenigstens erwiesen genug, und vielleicht, daß wir sie an dem uns nächsten Sonnenstern auch bemerken würden, wenn wir uns besser auf ihn verständen; die Revolutionen aber, welche der Planet

Erde erlitten hat, fallen in die Augen, und ungeachtet aller derselben ist er nicht nur bestanden, sondern unstreitig haben sie auch zu seiner immer weiteren Vervollkomnung nach Jahrtausenden gedient. Wie er, so ist auch die Menschheit auf ihm bestanden, und zwar nicht nur bei seinen Revolutionen, sondern auch bei ihren eigenen, bei den fürchterlichsten Kriegen und bei allen Greueln derselben. Wer kann dieser allerschrecklichsten Plage der armen Menschheit, welche oft noch über die Pest geht, und auch diese sogar nicht selten nach sich zieht, das Wort reden? Warlich nur Bösewichter und Unholde, die vom Rauben und Plündern leben, und beim Brandschatzen, Sengen und Brennen sich wohl befinden! Daß nun ungeachtet aller Kriege die Menschheit bestand, und sich immer zum alten Flore wieder emporarbeitete, spricht ebenfals für einen Erhabensten, der über sie waltet, der die Kriege zwar zuläßt, um die Willensfreiheit der Menschen und der Verheerer ihres Geschlechts nicht zu vernichten, der aber doch durch Zutritt zur Bezähmung der gemisbrauchten Willensfreiheit den Kriegen zu seiner Zeit ein Ende macht, und durch Frieden das Gute sich wieder sammeln läßt.

So erkläre ich mir die Sachen fast lieber, als wie sie unsere Strafprediger erklären, welche in allen Verwüstungen der Menschheit göttliche Gerichte finden. Freilich könnte ich nicht in Abrede sein, daß, wenn sichs so damit verhielte, Alles gleich dadurch aufs Reine gebracht wäre. Gott straft — brauchte man dann

nur zu sagen, und so wäre seine Zulassung alles grossen Bösen, das die Menschheit trift — es möchten's die Elemente mit ihren Kriegen, oder die kriegliebenden Könige, anrichten, ohne Weiteres erklärt und gerechtfertigt. Strafruthen des Himmels für die Erde wären dann diese, wie iene, und, wenn dann Gott genug gestraft zu haben glaubte, so zerknickte er die Ruthen. Mir will es aber schon nicht behagen, daß auf solche Weise nicht blos die Elemente, sondern auch die Thronbarbaren, auf sein wirkliches Geheis das schreckliche Böse anrichteten, welches sie anrichten. So wenig man nehmlich annehmen kann, daß die Elemente zufälligerweise allemal dann zu toben anfingen, wenn Gott durch sie strafen wollte, so wenig kann man auch annehmen, daß es sich dann allemal gerade so treffen müste, daß ein Barbar auf dem Throne sässe, wenn Gott durch ihn strafen wollte; Gott selbst vielmehr kommt in den Verdacht, die Barbarei dem Letzteren eingegeben zu haben, und — so dachte man auch wirklich in alten Zeiten, selbst in der Bibel. Dis kann mir aber, wie gesagt, nicht gefallen; die Tirannen würden ia also am Ende dafür wieder gestraft, daß sie gethan, wie Gott gewollt, und sich zu seinen Strafwerkzeugen hätten gebrauchen lassen. Abgesehen iedoch hiervon — lehrt nicht auch die Erfarung, daß die Menschen durch Landplagen und Volksverderben, statt besser zu werden, vielmehr noch schlechter werden? Den Glauben werfen sie leicht ganz weg, und die Liebe müssen sie ia

in der That wegwerfen. Ich respektire die doppelte Elternzucht — die strenge, wie die milde; gesehen habe ichs aber oft genug, daß es mit der überstrengen so gehe, wie mit der übermilden — bei Beiden wird aus den Kindern nichts. Zu harte, zu allgemeinharte Leiden verstocken auch die Menschheit. Sollten sie also als Strafgerichte Gottes betrachtet werden, so verlöhre Gott den Zweck, welchen er vermeintlich bei ihnen gehabt haben sollte — den Besserungszweck — und erreichte den völlig entgegengesetzten Zweck. Seiner Weisheit ist es nicht zuzutrauen, daß er so handeln könnte. Ich mus also auf ieden Fall lieber bei meiner schon an mich abgegebenen Erklärung über diesen wichtigen Gegenstand beharren.

Nun zurück zur Sache aller Sachen, zur Angelegenheit aller Angelegenheiten für mich! Ach — wie wohl befinde ich mich bei meinem Glauben an Gott, von dem mich durchaus nichts abbringen soll!.. Schon als blosses Urbild aller Vollkommenheit — wie entzückt mich Gott! Wenn ich ihn auch nur so denke — wie schwindet alles Uebrige, das ganze Universum, für mich hin — wie finde ich in ihm das Universum wieder, und noch Mehr! Er, nur Er sättigt mich. Im Unbeschränkten verliehre ich mich mit eine Art von Selbstvernichtungswollust. Nähere ich mich ihm dann meiner Meinung nach geistig mehr, unterhalte ich mich mit ihm andächtiger — wie fühle ich mich mit ihm verwandt, und in iener Geisteshoheit, die meine eigentliche

Wesenswürde ausmacht! Wie fühle ich mich angetrieben, und zugleich auch stark genug, nach immer höherer Ähnlichkeit mit ihm zu streben, ihm immer verwandter, immer göttlicher, zu werden zu suchen! Dis werde ich vorzüglich durch Befolgung des mir ins Herz geschriebenen Sittengesetzes. Wie schön für mich schon, da auch nur denken zu können — Er schrieb mir's ins Herz durch Mittheilung der Vernunft —! Wie darf ich mich seines Beifalls mit Gewisheit getrösten, wenn ich sein Gesetz, das Gesetz, nach welchem er selbst handelt, zu erfüllen strebe, und wie stolz kann ich dann auf den Beifall dessen sein, der das Urbild aller Vollkommenheit ist! Sehe ich auch in der Natur umher — wie erhebt mich der Gedanke: ein Gott, keine eiserne Nothwendigkeit, kein blinder Zufall, sondern ein Gott, ists, der hier segnete, und aus seiner Hand, wie aus der Hand eines Vaters, nehme ich alles Gute und Schöne, welches sie in ihrem Schosse mir darreicht! Und — wie mich der Sternhimmel auf der einen Seite zum Glauben an Gott hinzwingt, so wird er mir auf der andern auch erst recht maiestätisch durch diesen Glauben — ein Gottesthron nehmlich wird er mir. Woher nähme ich endlich aber auch wohl die geringste Ruhe bei der allgemeinen Vergänglichkeit, die mich und Alles um mich her trift, und noch mehr bei den noch dazu kommenden besondern Stürmen der Zeit und des Schicksals, wenn ich nicht einen Allwaltenden anerkennte und verehrte, in dessen Hand ich am Ende

doch nur bin, und aus dessen Hand mich auch nichts reissen kann? . . .

Wenn ich so durch meinen Gottesglauben mich selig fühle, und auf das lebendigste davon überzeugt bin, daß ich das Denkvermögen vorzüglich dazu habe, um Gottesverehrer zu werden: so finde ich auch bald die einzigwahre Gottesverehrungs weise.

Wie könnte ich darauf fallen, Gott durch Geberden und Körperbewegungen, durch Opfer und Gaben, durch Cerimonieen und Riten — kurz, durch Aeusserlichkeiten, zu verehren? Müste ich mir nicht selbst läppisch dabei vorkommen, und wäre dis nicht ebenso unter meiner Wesenswürde, als wenn ich ihn gar nicht verehrte? Wozu machte ich ihn aber auch dadurch? In der That — zum Ersten aller Götzen! Nein mithin! Götzendiener mögen immerhin ihre Götzen, die nichts als Körper sind, körperlich verehren! ich, der ich den wahren Gott, der der oberste Geist, und nichts, als lauter Geist, verehre, und dabei selbst ein geistiges Wesen bin, kann ihn, wenn ich ihn recht verehren will, auch nicht anders, als geistig, verehren.

Wenn ich ihn, das Urbild aller Vollkommenheit, zu meinem Vorbilde nehme, weil ich von ihm mit der Kraft begabt ward, ihn zu erkennen, zu glauben und zum Vorbilde zu nehmen in intellektueller und moralischer Hinsicht — wenn ich, als von göttlicher Natur, als göttlichen Geschlechts — als Geist — nach Weis-

heit und Heiligkeit eifrigst strebe — dann, nur dann verehre ich ihn recht.

Wenn ich das unwandelbare Sittengesetz, welches er durch die Vernunft in mich einschrieb, und nach dem er selbst handelt, immer vollkommener zu erfüllen strebe, dann verehre ich ihn recht — ganz als Herrn und ganz als Vater. Wann kann nehmlich der Knecht sagen, er verehre den Herrn wahrhaftig? Nicht dann, wenn er sich demüthig vor ihm gebehrdet — als wobei er im Herzen noch immer über ihn spotten kann — sondern dann, wenn er ohne Widerrede thut, wie der Herr ihm gebietet. Und wann kann das Kind sagen, daß es den Vater wahrhaftig verehre? Nicht dann, wenn es, sobald der Vater kommt, sich geziemend beträgt, sondern dann, wenn es, der Vater mag da sein, oder nicht, thut, wie er will.

Wenn ich im grossen, schönen Tempel der Natur umhergehe, da nicht blos schaue und geniesse, sondern beim Schauen und Geniessen auch denke, das Rechte dabei denke, und Gott in seiner Macht, Weisheit und Güte bewundere, dann verehre ich ihn recht.

Wenn ich den Gang meiner Schicksale, wie den Gang der Schicksale des ganzen Menschengeschlechts, in Gottes Hand mir denke, und zufriden damit zu sein suche, wie er ausfällt — wenn ich, wie ich Alles thue, was Gott will, daß ich thun solle, so auch Alles gutheisse, wie Gott will, daß es mir gehen solle — dann verehre ich Gott recht . . .

Bei dieser meiner Denkweise, welche meine Vernunft für durchaus richtig erklärt, will ich iedoch das Cerimonieenwesen nicht ganz verwerfen. Man spricht ia so viel von den wohlthätigen Beiträgen der Sinnlichkeit zur Religiosität — besonders, was den grossen Haufen, die Pluralität der Menschen, betreffen soll. Gut also! man bediene sich ihrer dazu, aber auch so, daß es wahr sei, daß man sich ihrer blos dazu bediene! Hierzu gehört, daß alles Cerimonieenwesen durchaus nicht als wirkliches Gottesverehrungswesen, sondern blos als Beförderungsmittel der wahren Gottesverehrung, angesehen und gebraucht werde. Jede Cerimonie mus also einen höheren Sinn haben, und dieser Sinn mus den Leuten unaufhörlich vorgehalten werden, und dabei mus ihnen immer gesagt werden, daß sie im Grunde nichts thun, wenn sie nichts weiter thun, als die Cerimonie nur beobachten. So die Sache genommen, habe ich gegen einzelne Cerimonieen nichts; Alles aber mus ich dagegen haben, wenn die Cerimonieen überhäuft werden, theils, weil es nicht möglich ist, daß sie alsdann insgesamt einen höheren Sinn haben können, theils, weil es so vieler gar nicht bedarf, theils, weil die Menge derselben Jeden leicht verführen kann, zu glauben, daß er mit ihrer lästigen Beobachtung in Ansehung der Religiosität und Pietät Alles abthue — wie die Erfarung selbst in der christlichen Kirche hinreichend lehrt .... Uebrigens will ich gern tolerant sein gegen Jeden, der mehr an Cerimo-

nieen hangt, als ich; finde ich nur Rechtthun — einzigwahre Gottesverehrung — bei ihm, so gilts mir gleichviel, ob er ihrer als Beförderungsmittel dieser Gottesverehrung mehr bedürfe, als ich, oder nicht. Ich lasse alsdann Jeden bei seinem Wirren, und rechne es auf den grossen Werth, welchen die Menschen in Masse auf die Sinnlichkeit überhaupt setzen; ich aber bedarf ihrer auch als Beförderungsmittel der einzigwahren Gottesverehrung nicht. Ich könnte sie in dieser Hinsicht doch nur schätzen des Erweckens frommer Gefühle wegen, welches man bei ihrer Würdigung so hoch in Anschlag zu bringen pflegt; dergleichen Gefühle aber kann ich näher haben. Es gibt nehmlich auch Cerimonieen der Natur, und diese sind mir unendlich lieber, als die Cerimonieen der Kirche, weil sie die frommen Gefühle in mir weit gewisser und weit höher wecken. Es gibt deren sehr seltene, weniger seltene, die doch aber alliährlich sich zeigen, und alltägliche sogar. Vom Durchgange der Venus durch die Sonne an bis zu ihrem gewöhnlichen Erscheinen bald als Morgenstern, bald als Abendstern — von den Kometen an, die Monate lang bei uns hausen, bis zu den Feuerkugeln, die schnell über uns wegstreichen — von der Pracht des Sternhimmels an bis zur blossen Milchstrasse — vom Gewitter an bis zu dem darauf folgenden Regenbogen — von Sonnen- und Mondfinsternissen an bis zu iedem Vollmonds-, ia, bis zu iedem Sonnenaufgange bei heiterem Wetter — — ach, welche

Zeichen am Himmel, oder welche Himmelsversinnlichungen der Macht, Weisheit und Güte Gottes! Was für fromme Gefühle erwecken sie in mir, und wie habe ich an ihnen zu diesem Behufe genug! Bei iedem neuen maiestätischen Sonnenaufgange schwöre ich es mir aufs neue, an ihm allein sogar genug zu haben. Wohnten ihm die übertriebenen Verehrer der Kirchen-cerimonieen nur fleissig bei, und dächten sie dann, was ich dabei denke — sie wären gewis meiner Meinung. Hätte iedoch die kirchliche Geselschaft, in der ich lebte, eine gewisse heilige Cerimonie, die gleichsam das Zeichen ihres Vereins wäre, und der man zugleich einen wahrhaftighohen Sinn nicht absprechen könnte, so wäre ich, wenn ich derselben zu meiner Religiosität auch nicht bedürfte, dennoch gehalten, sie mitzubegehen, um einer solchen Kirche öffentlich zu bezeugen, daß ich noch zu ihr gezählt sein, und von ihr als Mitglied ferner behandelt zu werden verdienen wollte.

Drittes Selbstgespräch.

Mein Denkvermögen ists eigentlich, was mich vor allen übrigen Erdenwesen auszeichnet, und die Basis aller meiner Wesenswürde ist. Durch dasselbe werde ich ia eben fähig der höheren und geistigen Genüsse, welche unendlichweit über alle blos thierische und sinnliche Genüsse gehen, des Sinnes für sie und der Freude an ihnen. Durch dasselbe bin ich auch sittlichfrei, und brauche nicht nach Trieb und Instinkt zu handeln, sondern vermag nach Vorstellungen zu handeln, und meinen Willen zum Thun und Lassen selbst zu bestimmen. Durch dasselbe werde ich endlich auch in den Stand gesetzt, um mich her selbstthätig zu wirken, Nutzen und Segen zu stiften, und die schönsten Spuren meines Dagewesenseins noch lange hinter mir auf der Erde zurückzulassen. Wer wäre ich also, wenn ich mein Denkvermögen nicht auf das höchste schätzte? Mögen Andere zu vielen Tausenden blos für ihre sinnlichen Begierden leben, und weiter nichts schätzen, als Nervenkitzel — ich müste mich zu entmenschen glauben, wenn ich mich an sie anschlösse.

So ein Thor werde ich freilich nicht sein, daß ich alle sinnliche Freudengenüsse verachtete, und von mir wiese. Ich könnt's ia auch nicht einmal, wenn ich auch

wollte, und, wenn ich's auch eine Zeitlang durchsetzte, und mich kasteiete, wie theuer könnte ich's hernach auf Kosten meiner Sittlichkeit bezahlen müssen — da auch die sinnliche Natur ihre Rechte fordert, und sich für grausame Schmälerung derselben mehrentheils in der Folge dadurch rächt, daß sie sie mit Ungestüm wieder an sich reisst! Ich wüste auch gar nicht, warum ich dergleichen Genüsse nicht schöpfen sollte, da sie zum Geschöpftwerden ausdrücklich da sind, auf sehr moralische Weise geschöpft werden können, und wenn sie so wirklich geschöpft werden, die Moralität sogar sehr befördern. Nur aber nicht Hauptsache meines Daseins müssen sie in meinen Augen sein, sondern blos Nebensache; nicht als Zweck selbst, sondern als blosse Mittel mus ich sie betrachten, den mir gesetzten Zweck zu erreichen.

Für mein Genusvermögen will ich also nur beizu leben — für mein Denkvermögen aber ausdrücklich. Dis verstehe ich also — Ich, der ich erkennen kann, will mich auch lebenslang eifrigst bestreben, Erkentnisse zu sammeln, und zwar solche, deren Richtigkeit mir, wie ihre Nützlichkeit, einleuchtet. Die Verpflichtung hierzu fühle ich so tief, daß ich, wenn ich auch sterbend aufhörte zu sein — wenn ich selbst wirklich begraben würde, und der ganze gesammelte Schatz meiner Erkentnisse mit mir — dennoch diesem Gefühle gemäs mich einrichten würde. So stehts aber nicht um mich; ich selbst werde einst nicht begraben. Folglich werden auch meine Erkentnisse nicht begraben, sondern blei-

ben mein. Wenn diese dann auch zu weiter nichts gedient haben sollten, als daß ich mit ihnen mein Erkentnisvermögen blos geübt und durch Uebung gestärkt, und so zu weiteren und höheren Erkentnissen tüchtig gemacht hätte — wär's nicht daran schon genug? Ich hoffe aber sehr, daß viele meiner hier eingesammelten Kentnisse und Einsichten auch die Grundlage sein werden, auf der ich dort die höheren Erkentnisse fortbauen werde, welche ich sogar nicht einmal ohne sie würde haben erlangen können. Wie mus mich vollends diese Vorstellung mit Streb- und Spannkraft erfüllen, so lange ich lebe, immer kentnis- und einsichtsvoller zu werden!

Die Sinnenwelt, auch Aussenwelt genannt, ist die Wiege meiner Erkentnisse; sie reitze mich daher stets an sich hin! Nicht heisst dis, daß ich nur anschauen wolle, was da ist, und Zuschauer davon sein wolle, was mit dem, was da ist, sich ereignet; sondern — auch immer fragen will ich, was schaue ich eigentlich an dem, was ich schaue, und wozu ist das da, was ich schaue? — fragen, wie ereignet sich das, wovon ich Zuschauer bin? So steige ich von den blos sinnlichen Begriffen immer mehr zu den übersinnlichen auf, die eigentlich die Welt der Erkentnisse ausmachen, in der ich leben soll. In die Zweckfülle und Zweckmässigkeit bei der Einrichtung, in die Ordnung und Regelmässigkeit, in die Grösse, Schönheit und Vortreflichkeit des Weltganzen und seiner Theile will ich immer tiefer einzublicken suchen; die

Kausalverbindung aller Ereignisse will ich immer mehr einzusehen streben — damit ich mich immer mehr von allen falschen Meinungen, Irthümern und Vorurtheilen befreien möge.

Da mein blosses eigenes Nachdenken hierzu schlechterdings nicht hinreichen kann, so will ich auch den Unterricht Anderer dabei benutzen, und vorzüglich die Lektüre lieben, um mir auch das Wahre und Richtige eigen zu machen, welches Nachdenkende darüber, so entfernt sie auch an Ort und Zeit von mir sind, und waren, ausgedacht und ausgefunden haben. Ha! welch ein Mittel aller Mittel iezt für Jeden, der das Wissen liebt, sein Wissen unaufhörlich zu erweitern und zu vervollkomnen — Lektüre! Anfangs gab es nichts, als mündliche Mittheilung und Ueberlieferung der mühsam gesammelten Kentnisse; wie langsam ging da die grosse Aufklärungssache von statten! Die Schreibkunst ward erfunden, und bald thaten die Menschen schnellere Fortschritte im Erkennen. Doch — was war auch dis gegen den Erfolg, welchen die Erfindung der Buchdrukkerkunst hatte? Mit ihr hub erst die wahre Erleuchtung an, und es ist unaussprechlich, wie seit der Zeit alle menschlichen Erkentnisse, Künste und Wissenschaften gestiegen sind. Wie? und ich sollte es nicht dadurch, daß ich die Lektüre liebte, zu verdienen zu suchen, daß ich das Glück hatte, erst in einem Zeitalter zu erscheinen, wo sie in so vollem Gange ist? Eine auserlesene Bibliothek — welch ein Schatz aller Schätze für ihren

Besitzer! Die Freiheit, sie auch nur gebrauchen zu können — welch eine unerschöpfliche Quelle des allerhöchsten geistigen Vergnügens! Nicht nur, was einzelne Andere, sondern was Tausende der besten Köpfe gedacht, geschlossen, bemerkt, gefunden haben, kann auf solche Weise mein Eigenthum werden, sobald ich nur will; wie, und ich sollte nicht wollen? Ich sollte nicht gern einen grossen Theil meiner geschäftleeren Stunden einsam lesend zubringen, sondern lieber aus Gesellschaft in Gesellschaft eilen? Ueber das Gelesene hernach sprechen können mit Männern, die sich darauf verstehen — welch ein Umgang! wie unendlich überwiegt er die steifen Cirkel, und wie noch unendlicher das leidige Spielwesen!

Wohin und wie weit sich meine Wisbegier richten und erstrecken müsse, ist leicht zu bestimmen. Ihre Sphäre ist zwar unbegrenzt; denn sie umfasst alles Wissenswerthe, wovon ich also aber so viel zu erkennen suchen soll, als ich zu erkennen Gelegenheit und Musse habe.

Heilig, dreimal heilig sei mir die Himmelskunde! Sie gibt die würdigeren Begriffe vom Universum, und befördert das religiöse Gefühl mehr, als alle Betstunden und Erbauungskonvente. Sie exaltirt mich auf eine vernünftige und edle Weise, erweitert gleichsam mein Wesen, und lässt mich meine menschliche Hoheit erst recht fühlen. Sokrates, heisst es zwar, rief die Weisheit vom Himmel auf die Erde und ins Leben zu-

rück; hier ward aber keineswegs die Astronomie gemeint, welche er degradirt hat, sondern die Astrologie, welche nicht genug degradirt werden kann. Jene ist vielmehr recht eigentlich die Sache des Menschen, der von Natur gleich sein freies Antlitz himmelaufwärts trägt, und der durch die Vernunft zur Gottesverehrung bestimmt ist; sie adelt ihn, und gewährt ihm in wolkenlosen Mitternächten den heiligsten und geistigsten aller Sinnengenüsse. Je mehr er in sie eingeweihet wird, desto mehr entzückt ihn dann der Aufblick zum Sternhimmel — geschähe selbiger auch bei zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkte nach Reaumür, und mitten aus den Eisfeldern der Erde. Immer weiter und tiefer hinein in das Allerheiligste des allein Anbetenswürdigen blickt er dann zugleich, dessen Tempel der unendliche Weltraum ist, worin ieder der unzählbaren Sterne eine besondere Tempelhalle bildet, in welcher eine gewisse Art von Geistern, die von ihm, dem obersten Geiste, ausgingen, oder geschaffen wurden, ihn dankbar verehrt. Da, da gesellt er sich dann, demüthig zwar, aber doch freudig, zu dem verehrenden Allheere, bleibt zwar körperlich aufrecht stehen, beugt aber geistig die Kniee, verehrt mit, aus dem Staube mit, segnet aber sein Loos dafür, daß er dis könne, freuet sich auf das höchste seines Menschseins, übergibt dem Allverehrten sein Schicksal, und vertraut fest auf Existenz auch dann noch, wenn er nicht mehr von der Erde aus zum Himmel aufblicken wird. Ja, er glaubt, daß er

bei künftiger Versetzung auf einen andern Stern zu einem noch unweit maiestätischeren Sternhimmel aufblicken werde, als iezt... So gehts dem, der die Himmelskunde liebt und treibt; mir armen Laien in ihr gehts schon so — wie mag es ihren Priestern gehen? Wann lebte ich seliger in meinem ganzen Leben, als in gestirnten Mitternächten, wo mich — ich weis selbst nicht, was — die Erde schon zu gesegnen, im Geiste schon zu verlassen, aufforderte? Warlich auch — es geht zu arg her auf der Erde, und die Tirannen, die Tiger in Menschengestalt, treiben ihr Tigerunwesen mit der Menschheit auf ihr zu weit, als daß man sich nicht in ruhigere und seligere Regionen des unendlichen Weltraums gern hindenken und zuweilen wohl gar herziich hinwünschen sollte. Also — ich lobe mir vor allen die Himmelskunde.

Noch aber lebe ich auf der Erde; ich lobe mir also auch die Erdkunde. Was kann die Erde dafür, daß Tiger in Menschengestalt oft noch ärger auf ihr wüten, als die eigentlichen Tiger? Vertilgt solche nicht auch offenbar ein Höherer immer wieder von ihr, sobald seine Stunde schlägt? Ist sie denn etwa an sich nicht auch schön genug, um meine Aufmerksamkeit zu verdienen? Hat sie nicht ihre Paradise und Zaubergefilde, in welchen die Menschen wie Selige wandeln? Und — o du, der du so gern aus ihren Thälern zur Nachtzeit zum hohen Himmel blickst, und recht daran thust, besteig auch zuweilen an lieblichen Frühlingstagen ihre Berge,

und blicke von ihnen unter dich in ihre Tiefen hinab! Wie wirst du dich da auch an ihr erquicken, und aller Leiden dieser Welt vergessen! Wie wird sich auch da bei der weiten Aussicht dein Herz ausdehnen, und unter frohen Ahnungen gleich unübersehbarer Fernen deiner Zukünfte an den Ewigen hingeben! Ist die Erde etwa auch nicht gros genug, um sich zu einem würdigen Gegenstande meines Erkennens zu eignen? Mag sie doch immerhin ein blosser Punkt gegen das Universum sein; an sich ist sie von bedeutendem Umfange, und ihre Länder und Völker sind weder alle schon bekannt überhaupt, noch viel weniger bekannt genug. Auf ieden Fall verdient sie es also, daß ich mich auf ihre genauere Kunde lege, und zwar um so mehr, da diese weit mehr in meiner Gewalt ist, als die Himmelskunde. Traun, es ist auch zu arg, den Planeten nicht einmal recht kennen lernen zu wollen, auf dem man fürs Erste hauset. Was verdiente der, der gar nicht sich darauf legte, sondern die Erde einst verliesse, ohne sich mehr um sie bekümmert zu haben, als daß er auf ihr sein Brodt verdiente und as? Zurück mit dir, müst's alsdann für ihn heissen, auf deinen Stern wieder, um dich durch Bewunderung desselben erst würdig zu machen, höherauf verpflanzt zu werden!.. Reisen ist allerdings das sicherste Mittel, zur Erdkunde zu gelangen; wohlgemerkt iedoch, daß man nicht blos als Geschäftsmann, oder gar als Wüstling, reise, oder auch nur reise, um gereiset zu sein, sondern daß man ausdrück-

lich reise, um die Erde mit ihren Ländern und Völkern näher kennen zu lernen. In der That wird überhaupt zu wenig gereiset, und man siedelt sich an und besetzt sich im Ganzen zu früh. Zu viel darf aber auch nicht von Jedem gereiset werden; denn was sollte aus der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenns keine Sitzelust in ihr gäbe? Das Leben ist an sich selbst auch schon eine Reise; es kann also wohl nur ein gewisser Theil der Menschen dazu berufen sein, daß er es noch nebenzu im gewöhnlichen Verstande fast ganz verreise. Nicht einmal nun nur zu gedenken, daß auch die Allerreisendsten, sie mögen es aus wirklicher Reisepflicht, oder auch nur aus blosser Reiselust, sein, sich am Ende immer wieder nach Hause sehnen; sondern — könnte man auch wohl, wenn man sogar immerwährend reisete, allenthalbenhin reisen? Die sogenannten Weltumsegler z. B. — edle und unedle Wagehälse durch einander — musten das feste Land, welches sie umsegelteu, gröstentheils unbereiset lassen, und betraten blos die Ufer und Gestade desselben. Nimm Afrika! Was wissen wir von seinem Inneren?

So die Sache von allen Seiten betrachtet, müssen freilich die Mehresten von vielem eigenem Reisen abstehen, und sich daran begnügen, daß sie Andern, welche ihnen in Person vorreiseten, in Gedanken nachreisen, d. h. Reisebeschreibungen Anderer lesen. In der That können sie sich auch hieran genügen lassen; denn man kann sich leicht im Geiste dahin versetzen, wohin eine

ausfürliche Beschreibung uns führt, und hat noch obendrein den grossen Vortheil dabei, daß man mit der Erde weit bekannter wird, als wenn man sie selbst noch so lange bereisete. Wenn ich z. B. alle die Länder und Völker selbst besuchen sollte, von welchen ich mehr, als hundert verschidenen Andern, meine Kentnisse zu danken habe, welch ein unerreichbares Alter würde dazu erfordert werden! Auch kann man ia durch das Lesen fremder Reisen frühmorgens in Ost= nachmittags in West= und Abends in Südindien sein, ie nachdem man mit den Reisebeschreibungen wechseln will. Diese Art von Lektüre kann nicht genug getrieben werden, und es ist in neueren Zeiten gar herrlich für sie gesorgt. Emsig will ich mich also auch auf sie legen, und nach ieder neuen Reisebeschreibung begierig greifen, weit begieriger greifen, als nach einem neuen Romane, oder nach einem neuen Schauspiele. Noch über die Reisebeschreibungen selbst sollen mir Auszüge gehen, welche gelehrte Männer aus vielen derselben zugleich gemacht, und eigentliche Schriften über die Erdkunde, zu welchen die Verfasser den Stof aus allen, die sie gelesen, gesammelt hatten. Nicht nur, daß ich dadurch viel Zeit gewinne, deren ich doch auch in der That wohl zu Betreibung meiner Berufspflichten noch mehr bedarf; sondern ich finde auch dann das Rechte gleich wohl ausgewählt beisammen, was ich sonst mit vieler Mühe erst zusammensetzen müste. Gewis also, Schriftsteller der Art behaupten einen ganz vorzüglichen Rang in der

Welt der Schriftsteller, und man kann sagen, daß sie es sind, welche dem menschlichen Wissen und allen Arten desselben, oder allen Wissenschaften ohne Unterschied, hauptsächlich aufgeholfen haben. Worin nun das Rechte bestehe, was sie bei sich zusammenfinden zu lassen suchen sollen, ist bald angegeben. Mit blossen Nachrichten über die Länder und über die Erde selbst samt ihren vorzüglicheren Naturmerkwürdigkeiten — wenn solche auch noch so vollständig und reitzend ausfielen — kanns doch in der That wohl nicht abgethan sein; die Nachrichten von den die Erde bewohnenden Völkern gehen auf ieden Fall noch weit darüber, weil sie mein eigenes Geschlecht betreffen, und mich also auch am meisten interessiren müssen. Die Varietät der Völker selbst schon, noch weit mehr aber ihrer heiligen Meinungen, ihrer Sitten und Lebensweisen, ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen und des Zustandes der Künste und Wissenschaften bei ihnen — welch eine schier bezaubernde Unterhaltung für mich! Wie erstaune ich dabei auch nicht weniger über die unzählichen Abstufungen der Menschheit, als über die noch unzählicheren Abstufungen der Erdenwesen überhaupt, und — wie lerne ich da den hohen Werth eines beträchtlichen Grades von Kultur erst recht schätzen, und mein Schicksal dafür segnen, daß ich da gleich aus dem Schosse meiner Mutter auf die Erde hingesetzt ward, wo ein solcher Kulturgrad noch eher, als ich, schon zu Hause war! Mich interessirt aber auch ausser der Menschenwelt die Thier=

welt und die Pflanzenwelt auf der Erde; Nachrichten, immer vollständigere Nachrichten über beide verlange ich also von Männern, welche, auf Reisebeschreibungen fussend, die Erdkunde bearbeiten. Da nun ebenfals die Varietät der Thiere und Pflanzen an sich selbst schon, noch weit mehr aber auch der über Alles gehenden Weise, wie, da sie nicht selbst für sich sorgen konnten, auf der Erde für sie gesorgt ward — welch ein Stof zur nicht weniger schier bezaubernden Unterhaltung für mich! Die Oekonomie der Natur für sie insgesamt übertrift vielleicht bei weitem noch die Oekonomie, welche die freien Menschen in ihrer Freiheitswelt für sich betrieben. Wenigstens ists ausgemachtwahr, daß iedes Thier nur da zu Hause ist, wo es ihm ohne Weiteres wohlgeht, und iede Pflanze nur da, wo sie ohne Weiteres gedeiet. Ja, ausgemachtwahr ists, daß, wenn Thiere von Hause aus weitweg versetzt, und Pflanzen von Hause aus weitweg verpflanzt werden, beide bei aller Kunst und Pflege daselbst kaum das werden, was sie in ihrem eigentlichen Vater- oder Mutterlande, wildgezeugt oder wildgesäet, werden.

Du vermischest nun, könnte man vielleicht zu mir sagen, die Erdkunde mit der sogenannten Naturlehre; mag sein, antworte ich, so theile ich doch nur anders ein, oder nenne die Sachen blos anders, als ihr. Ich verstehe unter Naturlehre, daß man Alles erklären lerne, und daß man begreife, wie Alles natürlich zugehe. Dergleichen Erklärungen, sie mögen betreffen,

was sie wollen, müssen mir sehr willkommen sein. Sie verwandeln das blosse gedankenlose Anstaunen der Dinge und ihrer Veränderungen in eine ruhige mit Durchschauen begleitete Bewunderung derselben, üben und bilden den Verstand auf das herrlichste aus, verscheuchen mit dem Aberglauben zugleich alle Furcht, und lassen mich auch überall, wo ich noch nicht erklären kann, ruhigen Verlas auf den natürlichen Gang der Dinge nehmen. Wie mus ich Jedem dafür danken, der meinen kleinen Reichthum an selbigen vergrössert! Recht arm daran war die graue Vorwelt; so mus ich mich freuen, iezt erst zu leben, ohne iedoch die entferntere Nachwelt zu beneiden, welche noch weit reicher daran sein wird, als mein wohlhabendes Zeitalter!

Interessirt mich, wie vorhin gedacht, die Beschreibung der Völker noch weit mehr, als die Beschreibung der Länder: so mus auch aus demselben Grunde die Geschichte der Menschheit ein weit grösseres Interesse für mich haben, als die blosse Geschichte der Erde. Ach ia, ein herrliches Studium — die Völkergeschichte! Man lebt durch sie nicht blos gleichsam, oder hat durch sie gleichsam gelebt, vor Jahrhunderten und Jahrtausenden schon, wie bis auf den gegenwärtigen Augenblick; sondern man lernt auch an ihrer Hand die Schicksale seines Geschlechts kennen, und erfärt, wie sich dasselbe aus dem Staube hervorgearbeitet, troz aller Drangsale, die es von Zeit zu Zeit betrafen, hervorgearbeitet, und wie eine höhere unsichtbare Hand offen-

bar darüber immer gewaltet hat. Man macht darneben Bekantschaft mit den Erzmenschen aller Art, welche unter den verschiedensten Himmelsstrichen und in den verschiedensten Zeitaltern erschienen sind. Man sieht zugleich Völker entstehen und wieder verschwinden, Reiche erbauet werden und wieder in Trümmer zerfallen. Man lernt weissagen auf Zeiten, vor denen man lebt, und die man nicht mehr erlebt. Dieselben Ursachen, heissts da, haben dieselben Wirkungen, dieselben Vorgänge dieselben Folgen — und so hat man beim Erscheinen der ersteren gut propheceien . . . Daß, wie die Völkergeschichte mir wichtiger sein mus, als die blosse Geschichte der Erde selbst, auch die Geschichte des besondern Volks, zu dem ich gehöre, mehr Anziehung für mich haben müsse, als die Völkergeschichte überhaupt, oder die Geschichte irgend eines andern Volks, brauche ich mir nicht erst noch zu beweisen; wenn mein Herz nicht selbst schon für meine eigene Nation hoch schlüge, so wäre ich nicht werth, aus ihr entsprossen zu sein, geschweige mich menschlich in ihr ausgebildet zu haben. Bin ich ihr denn nicht Alles schuldig, was ich bin und habe, weis und vermag? O du liebe Deutschheit, so sollst du mir auch immer der wichtigste Theil der Menschheit sein, und deine Geschichte soll immer meine Lieblingsgeschichte bleiben. Du hast dich ihrer nicht zu schämen; vielmehr ist sie eine der glänzendsten Volksgeschichten, und verlohr ihren Hochglanz nur in den neuesten Zeiten — doch nicht auf immer, nicht ein-

mal auf lange. Zwietracht deiner Grossen verdunkelte ihn, zurückgekehrte Eintracht derselben wird ihn wieder erhellen, und so dauerhaft erhellen, daß, so lange sie bestehen wird, auch ihn nichts wieder wird verdunkeln können ...

Mus ich nun, weil ich nicht allenthalben hinreisen kann, mich darauf legen, in Gedanken mit Andern, die ihre Reisen beschrieben, zu reisen, und kann ich auch in der That daran genug haben, um meine Erdkunde immer mehr zu vervollkomnen: so mus ich auch, weil ich nicht von ieher gelebt haben kann, mir's angelegen sein lassen, in Gedanken mit Andern, die ihr Zeitalter beschrieben, zu leben, und kann dadurch ebenfals meine Geschichtskunde immer vollkommener machen. Ja, ohnedis wüste ich von der Geschichte vor mir fast gar nichts. Die Schriftsteller im historischen Fache müssen mir also so schätzbar sein, wie die Schriftsteller für die Erdkunde, und zwar ebenfals nicht nur dieienigen unter ihnen, welche Nachrichten aus ihren Tagen hinterliessen, sondern auch, und zwar vorzüglich, solche, welche aus vielen Nachrichten der Art Auszüge machten, und so ein historisches Ganzes zusammensetzten ... Wenn ich nun so weis, was dort und da geschehen, vor Jahrhunderten, und vielleicht vor vielen Jahrhunderten, geschehen ist, und ich komme iemals dahin, wo es geschah — wie angenehm mus mir dadurch das Reisen werden! Gewis, die ehemaligen Merkwürdigkeiten der Menschheit gehen noch weit, weit über die grösten-

theils sich immer gleichbleibenden Naturmerkwürdigkeiten der die Menschheit hegenden Erde. Mich interessirt vor allen Nationen, wie schon erwähnt, meine Nation mit Recht; so oft ich also in solche Gegenden, an solche Oerter und Stellen käme, wo sie — sei's in meinem Jahrhundert, oder auch in meinem Jahrtausend nur, oder gar noch weiter vorher — ihre Freiheit errang, oder wieder errang — — wie hochaufgereckt, wenn's am Tage wäre, zur Sonne, und, wenn's zur Nachtzeit wäre, zum Sternhimmel, würde ich da stehen, dem Weltregirer ein Herzenslied singen, und mein Schicksal dafür segnen, daß ich ein Deutscher ward! Gleichfeierliche Eindrücke aber würde es auch auf mich machen, wenn ich in Haine und Waldungen käme, wo in grauer deutscher Vorzeit nicht der unsichtbare Einzige, sondern ein Götze statt seiner, verehrt ward. Ja, da, da würde ich nicht sowohl dafür mein Schicksal segnen, daß ich ein Deutscher ward, sondern vielmehr dafür, daß ich's nicht vor tausend Jahren geworden bin. „Errungen die Freiheit" — lieblich und schön klingt dieser Gesang; lieblicher und schöner aber noch wird gesungen — „Errungen die gesunde Vernunft, und mit ihr der alleinwahre Gott."

Wer die Erde nicht einmal kennen lernen mag, auf der er fürs Erste hauset — sprach ich zu mir — der verdiente, einst auf sie zurückgewiesen zu werden, ehe er höherauf versetzt zu werden begehren dürfte; ebenso

spreche ich nun auch zu mir — wer den Körper, welcher ihn für's Erste umkleidet, nicht einmal seiner Erkentnis würdigt, der verdiente, einst mit ihm wiederbekleidet zu werden, ehe er besser umkleidet zu werden erwarten dürfte. Las es sein, daß diese Maschine, welche du Leib und deinen Leib nennst, Millionen Unfällen, die sie in Unordnung bringen können, unterworfen ist; ist sie bei aller ihrer Zerbrechlichkeit nicht doch auch so fest, daß es Beispiele genug von hundertiähriger Fortdauer derselben gibt? Las es sein, daß sie am Ende, sei's über kurz oder lang, über überkurz oder überlang, zuverlässig ganz zertrümmert wird; ist sie nicht während ihrer ausgebildeten Existenz das Meisterwerk der Natur in der gesamten irdischen Körperwelt? Dank euch, ihr Anatomen, die ihr diesen Glauben nicht blos erbauen halfet, sondern wirklich erst erbautet! Könntet ihr doch Mich mir so verständlich machen, wie ihr mir meinen Körper machet! Zu viel von uns gefordert, antwortet ihr, und ich gebe euch nicht nur überhaupt dabei Recht, sondern auch recht gern Recht. Wo eure Messer und eure Vergrösserungsgläser nichts schaffen können, da haben eure Funktionen ein Ende. Und — wie wohl mir dabei, daß ich selbst mir nicht erklärt werden kann! Das an sich ganz und gar und völlig Unerklärbare ist gewis von ewiger Dauer. Gott! so stehts um dich — so stehts um mich... Daß ich die Erhaltung meines ietzigen Körpers besser betreiben kann, wenn ich ihn gehörig kenne, ist an sich

gleich erwiesen, und kein unbedeutender Vortheil davon; wie bewundernswürdig wird mir aber dadurch auch Alles, was ich bin, habe und vermag! Unter hunderttausend Menschen z. B., welche insgesamt sehen und hören, weis vielleicht kaum Einer, wie es zugehe, daß er sehe und höre, und unter Millionen, die insgesamt Athem holen und verdauen, weis vielleicht kaum Einer, wie er Athem hole und verdaue. Es geht ihnen damit ganz so, wie es ihnen geht, wenn sie sagen sollen, was Thau und Regen, Schnee und Hagel, Bliz und Donner, sei. Im Grunde, wenn man die Sachen blos auf gutthierisch nehmen will, verliehren sie freilich nichts dabei — ihr Sehen und Hören, ihr Athemholen und Verdauen geht seinen Gang fort, ohne daß sie wissen, was sie thun; ists denn iedoch nicht schon menschlicher und einem Vernunftwesen angemessener, sich selbst auch Auskunft darüber geben zu können? Erstaune ich aber, ie mehr ich dergleichen Auskünfte mir geben lerne, nicht auch immer mehr über die herrliche Organisation meines Körpers, und verehre ich dann nicht auch immer mehr in ihr, wie in einem kleinen Weltbau, die Weisheit des Allschaffenden? Darauf mus es mir als einem Vernunftwesen, das als solches zur Gottesverehrung bestimmt ist, und in ihr seine eigene höchste Ehre finden soll, doch in der That wohl vorzüglich ankommen, daß ich ein immer erleuchteterer und herzlicherer Gottesverehrer werde; ich werde es aber durch Kentnis meines Körpers, der mir das Nächste von der Aussenwelt ist,

auch zu allernächst. Wie die Erdkunde mehr in meiner Gewalt ist, als die Himmelskunde, so ist auch wieder die Körperkunde mehr in meiner Gewalt, als die Erdkunde, und — o wie herrlich wird auch sie bearbeitet! So errege dann auch iede etwas mir Neues über meinen Körper besagende Schrift meine Aufmerksamkeit ganz besonders, und werde von mir ohne alles Andenken an seine Eitelkeit ernsthaft und fromm gelesen!

Wie ich über meinen irrdischen Körper denke, so denke ich auch über meinen irrdischen Beruf; eitel dieser, wie iener — dennoch soll mir seine Eitelkeit ihn so wenig verächtlich machen, als ienen die seinige. Werth wäre ich auch einst, in ihn zurückgewiesen zu werden, wenn ich ihn nicht gehörig erfüllt hätte. Ich bekümmere mich nicht darum, in wie fern er die Grundlage meines künftigen weiteren Berufs sein werde; genug aber, er ist gegenwärtig der eigentliche Kreis meiner Wirksamkeit für die Welt, und ich müste vor mir selbst erröthen, wenn mir seine Erfüllung nicht sehr am Herzen läge. Mus ich also nicht mich immer vollkommener auf ihn verstehen zu lernen suchen, um ihn immer vollkommener erfüllen zu können? Mag eine neue Erkentnis mich unmittelbar oder blos mittelbar berufsgeschickter machen; macht sie dis mich nur, so sei sie mir willkommen. Es beschimpft auf ieden Fall den Mann, in Wissenschaft und Betrieb seines Berufs stehen zu bleiben, und nicht mit dem Zeitalter fortzuschreiten. Der fortschreitende Handwerker ist ia sogar ein ehr=

würdigerer Mann, als der stehenbleibende, und hats auch besser in der Welt, als dieser.

Summa — ich müsse noch immer zulernen, was ich lernen kann, es sei, was es wolle, und betreffe, was es wolle, so bald es an sich und für die Geselschaft werth ist, daß man es wisse! Jedes neue Wissen der Art ist erfreulich, und ein neuer Zuwachs zu meinem höheren geistigen Reichthum.

Viertes Selbstgespräch.

Durch mein Denkvermögen, sprach ich, bin ich sittlichfrei; — ein unendlicher Vorzug vor Allem, was ausser mir auf der Erde wirklich lebt! Wie ich nur erkenne, alles Uebrige aber von mir erkannt wird, so bestimme ich auch nur mich selbst durch Raisonnement; die gesamte Thierwelt wird bestimmt durch Trieb und Instinkt. Eigentlich besteht hierin mein Gottesbild — iedoch nur das nidere. Dieses ward mir gegeben; das höhere soll ich mir selbst geben. Ich soll mich nicht nur, wie Gott, frei bestimmen können, sondern ich soll mich auch, wie Gott, nur immer zum Guten bestimmen. Auf sittliche Güte soll ich sittliches Wesen denken, und immer mehr denken, ebenso, wie auf stetes Fortschreiten in Ausbildung meines Verstandes. Je mehr ich so thue, desto mehr werde ich erst wahrhaftigfrei. Wenn ich auf das Böse aus Raisonnement verfiele, wie misbrauchte ich die Raisonnirkraft, und wie sänke ich unter die Raubthiere herab, welche es blos aus Instinkt sind! Fällt es mir wohl ein, mir vorzulügen, und gern mir vorlügen zu lassen? Nein, es ist ein Wahrheitssinn in mir, und ich kann ihn durchaus nicht überwältigen, zerstören. Sollte nicht auch ein Rechtssinn in mir sein? Und — ihn sollte ich

zerstören lassen — selbst zerstören? Hierauf lege ich's ia aber an, wenn ich das erkannte Böse erwähle, und nicht das erkannte Gute. O wehe mir! vor dem Unwahren hätte ich Abscheu, und vor dem Unrechten nicht? Und doch — ist dis nicht häufig der Fall? Was ist das?

Zwiespalt, natürlicher Zwiespalt zwischen dem Angenehmen und Guten ist die alleinrichtige Erklärung davon. Wenn Alles, was gut und recht ist, auch angenehm, und Alles, was unrecht und böse ist, auch unangenehm wäre, so verfiele kein Mensch auf Böses, und thäte unrecht, sondern die ganze Welt handelte gut und recht. Warum ist denn nun aber — könnte man wohl fragen — iener Zwiespalt, der Alles in der sittlichen Welt verdirbt? Antworten kann man hierauf aber nun auch geradezu, daß er sein muste, wenn der Mensch sich von blosser sittlichen Freiheit zur wahren sittlichen Güte erheben sollte. Wäre es, wenn er das Gute, als immer angenehm, und seiner Sinnlichkeit immer schmeichelnd, auch immer wählte, viel anders mit ihm, als wenn er es blos aus Trieb und Instinkt wählte? So aber entsteht nun aus dem Zwiespalte zwischen dem Angenehmen und Guten iener Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft für ihn, auf dessen Ausgang es ankommt, ob er von seiner Wahlfreiheit Ehre haben solle, oder nicht. Er hat aber diesen Ausgang in seiner Gewalt; so suche er im Kampfe selbst zu bestehen, immer besser zu bestehen, zu siegen, immer

höher zu siegen! Der Sieg ist allemal sein, sobald er das Böse verwirft, wenns auch noch so angenehm wäre, und das Gute erwählt, wenns auch noch so unangenehm für ihn wäre. Also zu thun, dazu hat er Vernunft; er brauche sie! So wird er Sieger über die Sinnlichkeit. Er brauche sie immer eifriger! So wird er noch immer gekrönterer Sinnlichkeitsbesieger. Seine blosse sittliche Freiheit erhebt sich dann immer mehr zur wahren sittlichen Güte, und — so wärs ia auch wohl erwiesen genug, daß man nicht klagen müsse, der Zwiespalt zwischen dem Angenehmen und Guten verderbe in der sittlichen Welt Alles, sondern daß vielmehr zugegeben werden müsse, eben dieser Zwiespalt vollende eigentlich erst Alles in der sittlichen Welt... Ich fühle es iedoch mehr, als zu sehr, daß ich über diesen für mich heiligen und höchstheiligen Gegenstand noch weit ausfürlicher mit mir selbst zu sprechen habe; es geschehe also sogleich!

Meine Sinnlichkeit überhaupt und an sich soll ich mir nicht verwerflich vorstellen, sondern nur ihr Uebermaas, ihre Herrschaft über mich. „Es ist etwas ganz Anderes, sinnlich leben, allen sinnlichen Eindrücken blindhin folgen, sinnlichen Lüsten fröhnen, sich von der Sinnlichkeit zum Sklaven machen lassen — als — seine Sinne gebrauchen, sinnlicher Eindrücke fähig sein, sinnliche Triebe haben und sie menschlich befridigen. Eine durch Vernunft geleitete Sinnlichkeit soll

unsere Sache sein." Wie sollte ich dem Weisen nicht Beifall geben, der so sprach?

Es ist ia zu thöricht, die Sinnlichkeit an sich zu verwerfen. Ist sie nicht die Grundlage der Vernünftigkeit? Arbeitet sich nicht aus den Sinnen die Vernunft erst hervor? Warum sich bei den edleren und vollkommeneren Thierarten keine wirkliche Vernunft, sondern blos Quasivernunft, etwas bald mehr, bald weniger Vernunftanaloges, aus den Sinnen hervorarbeite, ist freilich die höchste Preisaufgabe, die aber auch Niemand gehörig preiswürdig beantworten und lösen kann, als — Er. (Wie selig fühle ich mich, so oft ich an den auch nur im Vorbeigehen denke, welchen ich hiermit meine!) Abgesehen iedoch hiervon — genug, die Sinnlichkeit ist gleichsam das Fusgestell, worauf die Säule Vernunft, welche kolossalisch werden kann, steht und ragt. Das Fusgestell weg, und — die Säule liegt da ... Ist denn aber nicht auch meine Sinnlichkeit die Grundlage meiner Wirksamkeit, oder das, ohne das ich durchaus nicht um mich her Veränderungen schaffen könnte? Wie ohne sie die Welt, in der ich mich befinde, durchaus nicht auf mich wirken könnte, so könnte ich auch ohne sie durchaus nicht auf die Welt wirken. Aller aktife Zustand also, wie aller blos passife, hörte für mich auf; was wäre ich dann, und wozu wäre ich da in meiner Welt, oder vielmehr in blos sogenannt meiner Welt? .. Es bleibe also ia bei meiner Sinnlichkeit, und zwar, wie sie iezt

ist, bis ich eine andere und feinere erhalte! Wie müste ich mich des Undanks gegen sie schämen, wenn ich nicht so spräche?! nicht einmal zu erwähnen, daß ich, wenn ich auch — mitten in ihr, und ohne sie nichts — auf ihre Ablegung, Abstreifung, Ausziehung — wie man es nennen will — bedacht und hochbedacht sein, und mich ganz zu vergeistigen suchen wollte, doch nichts damit ausrichten würde. Sie würde dessen ungeachtet sich zu behaupten wissen; indem sie sich immer von neuem durch Triebe bei mir anmelden würde, die ich durchaus befridigen müste, wenn ich — auch nur fortexistiren wollte.

Wie gut an sich sind doch also die sinnlichen Triebe! Sie sind Schäpferwerk, wie ich selbst. Die Sache ist nur, daß ich, nicht blos sinnliches, sondern sittlichsinnliches Wesen, sie nicht als das eigentliche Princip meiner Willensneigungen und Handlungsweisen gelten lassen soll — ausgenommen solche Nothfälle, wo die Vernunft mit ihrem Raisonnement zu spät käme. Dergleichen Fälle gibts, und da gilt die Regel — thu, wie der Trieb gebietet! Der Grund dieser Regel ist leicht zu finden — „wo das höhere Princip deines Willens und Handelns nicht wirksam sein kann, da halte dich an das niderere, weil du dich doch an etwas halten must.“ Es ist unglaublich, wie richtig oft in solchen Fällen die Triebe rathen, und völlig die Stelle der Vernunft vertreten, welche nachher und zu spät ihren zu rechter Zeit gegebenen Rath billigen mus.

Man darf nur häufig sich in der Nothwehr befunden haben — es sei gegen Menschen, oder gegen Thiere, oder gegen Elemente — so hat man auch gewis Erfahrungen genug hiervon gemacht . . . Das übrigens der Rath der Triebe überall gelte, wo die Rede nicht vom Sittlichguten und Sittlichbösen, vom Erlaubten und Unerlaubten, von Recht und Unrecht, ist, versteht sich von selbst.

Ueberall nun aber, wo die Rede wohl und allerdings hiervon ist, und auch da, wo alsdann der Rath der Vernunft nicht zu spät kommt, soll durchaus die Vernunft, als das höhere, folglich auch als das eigentliche Princip meiner Willensneigungen und Handlungsweisen, die Herrschaft, welche ihr zukommt, als Oberherrschaft bei, mit und in mir ausüben. Wenn sie also ausspricht — „das ist nicht nöthig" — „das geht zu weit" — „das ist zu viel" — „das ist nicht recht" — — so soll die Sinnlichkeit sich ihr untergeben. So ists gemeint mit der Angabe des Kampfs zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, der aus dem Zwiespalte zwischen dem Angenehmen und Guten entsteht; so mus ichs aber auch in der That gutwillig mitmeinen, wenn ich meine Wesenswürde nicht aus den Augen setzen will. Wozu hätte ich denn sonst Vernunft? Hielte ichs für besser, die sinnlichen Triebe ohne alles Weitere über mich herrschen zu lassen, so sänke ich ia zum blossen Thiere herab, über das ich doch durch die Vernunft erhoben sein sollte. Begeben sich iene Triebe ihrer Herrsch=

sucht nicht oft selbst durch Zufall, Krankheit und Alter? Wie? und ich sollte während ihrer Stärke und Glorie mein Gebietervermögen nicht in Bewegung setzen, um mich da schon als moralisches Wesen gegen sie zu behaupten? Es müsse genug daran sein, daß der Kampf mit ihnen nicht immer gelingt! Er gelinge also wenigstens immer öfter und besser, und werde, so oft er fehlschlägt, nachher noch rüstiger wiederholt!

Es könnte scheinen, als würde dem Menschen dadurch sehr gerathen gewesen sein, wenn die Vernunft bei ihm der Sinnlichkeit zuvorgekommen wäre; da dis aber ein= für allemal ebenso unmöglich war, als daß am Baume die Blüte der Knospe zuvorkomme, so wäre es Thorheit, hierauf weiter sich einzulassen. Wahr aber bleibts dabei doch immer, daß eben darum, weil die Sinnlichkeit beim Menschen einen so grossen Vorsprung vor der Vernunft hat, sie auch eine weit frühere Macht über ihn erhalten habe, als diese. Wie viel mus also die Vernunft zu thun haben, ehe sie solche Macht auch nur mit ihr theilt! Man denke nun den natürlichen Zwiespalt zwischen dem Angenehmen und Guten dazu — so ists bald erklärt, wie es so unzähliche Menschen geben könne, die ihre heilige Wesenswürde ganz und gar verleugnen. Erwiesen ists dann aber auch zugleich, was für ein unaussprechliches Glück es sei, eine gute Erziehung erhalten zu haben. Wenn dem Kinde, das noch gar keine, oder doch nur wenig Vernunft erst hat, und also aus Sinnlichkeit blos und ganz unschuldigerweise

auf das Böse verfällt, weil es angenehm ist, dieienigen, unter deren Augen es erwächset, mit ihrer Vernunft zu Hülfe kommen, und es vom angenehmen Bösen abziehen — wie herrlich ist ihm dadurch geholfen! Einem hohen Grade von Uebermacht der Sinnlichkeit wird auf solche Weise bei ihm vorgebeugt, und wenn es dann mit der Zeit seine eigene immer mehr zunehmende Vernunft eifrig anzuwenden angehalten wird — was für ein edler Erwachsener kann und wird aus ihm werden! Kaum möglich, sollte man denken, könnte es sein, daß ein Mensch, seine zwei ersten Jahrzehende hindurch so erzogen, bei seinem nachherigen Eintritte in die Welt — sei's blos die grosse, oder die allergrössеste — noch zum Bösewichte würde ... Ebenso nun aber auch — wenn eine ganz entgegengesetzte Erziehung Statt findet, und das vernunftschwache Kind, unabgehalten durch eine stärkere fremde Vernunft, bei dem erwählten angenehmen Bösen bleiben kann, wie es will — wenn seine Erzieher zu seiner Wahl wohl lächeln, oder — welches das Nonplusultra der Erziehersünden ist — solch Böses selbst wählen, vor seinen Augen, oder doch mit seinem Wissen, selbst begehen, und — wenn dieses Erziehungsunwesen bis zum Ende der Erziehung fortdauert — wie fürchterlich ist ihm hierdurch geschadet! Den höchsten Grad mus die Uebermacht der Sinnlichkeit bei ihm ersteigen, und es kann nicht anders sein, als daß es als Jüngling schon der ärgste Bösewicht sei ... O danke der Vorsehung, daß du auf iene edlere Weise

erzogen wardst! Danke ihr mehr dafür, als wenn sie dich schon zum Tonnenmännchen in der Wiege gemacht hätte! Erziehe dich selbst nun aber auch lebenslang so edel fort — denn dein ganzes zeitliches Leben verlebst du ia doch nur als Zögling zur Ewigkeit — und vergilt deinem Geschick das Herrliche, was es an dir gethan hat, dadurch, daß du auch das Bild eines herrlichen Menschen immer mehr an dir aufstellest! Der Allerzieher in der moralischen Welt, welcher auch das Schicksal regirt, gab dir den ausdrücklichen Beruf hierzu, und machte es dir zur Pflicht aller Pflichten, auf deren Erfüllung dein Heil beruht, wenn du einst den Erziehungsstern mit dem Versorgungs- und Anstellungsstern verwechseln wirst.

Auf den Hauptsegen einer guten Edukation komme ich nun aber erst... Alle sinnliche Triebe ohne Unterschied können zwar der Vernunft viel zu schaffen machen, aber doch nie zusammen bei einem und demselben Menschen. Versuchten sie auch nur, es hierauf anzulegen, so hätte die Vernunft weiter nichts zu thun, als eine blosse Zuschauerin davon zu sein, wie sie sich einander selbst zerstören würden. Es ist dasselbe, als wenn ich spräche — alle Triebe müssen zwar beisammen sein, aber alle Leidenschaften können nicht beisammen sein. Dadurch, daß der eine Trieb übermässig wird, verliehrt ein anderer das Vermögen, übermässig zu werden, und so gibt sich dieser gegen ienen gleichsam das Ansehen der Vernunft. Kurz —

eine Leidenschaft macht oft die andere ganz unmöglich. Welch ein Bild wäre auch das Bild eines Menschen, der allen Leidenschaften ergeben wäre! Warlich, das alte Teufelsbild wäre noch zierlich dagegen. Wie es nun aber gesagtermassen unmöglich ist, daß alle sinnliche Triebe zugleich im wirklichen Aufstande gegen die Vernunft sein können: so ist auch gar nicht darauf zu rechnen, daß sie alle zugleich durch ein natürliches Gleichgewicht gegen einander die Oberherrschaft der Vernunft anerkennen werden. Der Mensch soll erst noch kommen, bei dem dis der Fall wäre; er wird aber so wenig kommen, als der, bei dem auf Seiten aller sinnlichen Triebe gegen die Vernunft es buntüber ginge. Irgend ein Trieb ists immer, der bei iedem Menschen gegen die Vernunft rebellirt; d. h. irgend eine Leidenschaft lässt gegen die Vernunft bei ieder Gelegenheit, die sich für sie eignet, den Handschuh fallen. Die Hauptquelle einer solchen Leidenschaft ist das besondere Temperament eines ieden Menschen; weshalb dann auch die allgemeine Erfarung lehrt, daß zwei Menschen von ganz entgegengesetzten Temperamenten auch ganz entgegengesetzten Leidenschaften ergeben sind. Das Temperament eines Menschen zeigt sich bald bei ihm, und so auch der sinnliche Trieb, welcher übermässige Forderungen zu machen droht, und auf die Befugnis, Leidenschaft werden zu dürfen, oder zu können, vorzüglich Ansprüche macht. Die Erzieher können ihn also auch leicht bei ihren Zöglingen entdecken, und — regiren.

Wenn sie dis gehörig thun, so ist dis der Hauptsegen einer guten Edukation, von dem ich sprach.

Mag solches aber auch noch so gut geschehen sein, so bleibt doch der von Natur aus prädominirende Trieb lebenslang der gefärlichste Feind der sittlichen Güte, und die Vernunft hat oft im höchsten Alter noch über ihn ganz vorzüglich zu wachen und viel mit ihm zu schaffen. Sie verrichte also auch ia ihre heiligen Funktionen an ihm mit Ernst und Eifer, und zwar um so mehr, weil eine einzige Leidenschaft im Stande ist, den ganzen Menschen zu verderben. Je mehr ihr nehmlich der Zügel gelassen wird, desto wilder wird sie; ie öfter sie befridigt wird, desto grössere Befridigungen verlangt sie, und das am Ende auf Kosten ieder Pflicht, die ihr dabei im Wege ist. Wäre aber auch dis nicht der Fall, so leuchtet doch in die Augen, daß von der schwächsten Seite des Herzens her für die Tugend am meisten zu fürchten sei, und diese schwächste Seite ist bei iedem Menschen die Seite seines stärksten sinnlichen Triebes. Sobald also dieser als Leidenschaft agirt, und ausschweifende Forderungen thut, rüste man sich mit aller geistigen Macht gegen ihn, und zwinge ihn in seine Schranken zurück!

Ich kenne mein Herz, wie mein Gesicht, und ienes noch besser, als dieses. Wenn ich nehmlich vom Spiegel wegtrete, so gehts mir, wie dem heiligen Jakobus, daß ich sofort wieder vergesse, wie ich gestaltet bin, und ich wäre nicht im Stande, mir vorzustellen, wie ich

aussehe. Daher kommts dann auch, daß ich nicht darüber zu urtheilen vermag, ob es wahr sei, daß ich diesem oder ienem Andern — wie man mir wohl nachsagt — so ähnlich wäre, daß man uns Beide fast mit einander verwechseln könnte. Ein Anderes wärs, wenn unsere beiden Gemählde neben einander hingen, und man versicherte, daß sie wohl getroffen wären; aber auch dann würde ich mein Urtheil nur auf folgende Weise von mir geben — „daß Er, der mir in so hohem Grade ähnlich sein soll, getroffen sei, sehe ich, da ich ihn kenne, allerdings — ob ich aber auch getroffen sei, kann ich nicht sagen; sobald dis iedoch wahr ist, so ists auch wahr, daß wir einander bis zum Verwechseln ähnlich sind.“ Ich lenke nun zurück zu obigem Gedanken, daß ich mein Herz noch besser kenne, als mein Angesicht. Wenns nicht so wäre, wer wäre schuld daran, als ich? Hätte ich mich nicht im sittlichen Spiegel ebenso beschauen können, wie im gläsernen? Ich hab's aber gethan, und, was ich da an mir gesehen habe, weis ich Zug für Zug. So kenne ich dann auch genau die schwächeren Seiten meines Herzens, und kann mir auf ihnen durch Wachsamkeit über sie sehr zu Hülfe kommen. Jeder sinnliche Trieb hat nehmlich seine gewissen Gelegenheiten, welche ihn besonders reizzen; sobald also für irgend einen derselben, der bei mir gern Leidenschaft, wohl gar herrschende Leidenschaft, spielen möchte, sich dergleichen Gelegenheiten darbieten — wenn ich sie nicht aus Erfarung kennte, müste ich ia

ganz ohne vernünftiges Bewustsein gelebt haben — mus ich zu mir sagen: Hier stehe als Vernunftwesen fest, und leiste tapfere Gegenwehr — der Feind drohet Einbruch in deine Menschenwürde ...! Hätte es so ein Trieb schon so weit bringen können, daß er selbst dergleichen Gelegenheiten sich zu verschaffen suchen dürfte, so möchte ich mir ia nicht nachrühmen, daß ich für seine Beherrschung auch nur im geringsten etwas gethan hätte. Das aber könnte hier allerdings zur Frage kommen, ob ich nicht noch besser für mich sorgte, wenn ich meine Wachsamkeit so weit ausdehnte, daß ich solchen Gelegenheiten, wenn sie sich ungesucht darböten, und ich ihnen doch noch ausweichen könnte, lieber auch wirklich ausweiche. Ich zu meinem Theile bin dieser Meinung ganz. Warum, denke ich, unnöthige Kämpfe? gibts nicht nothwendige genug? Gefar fürs Herz ist immer dabei; was würde man also wohl zu einem Menschen sagen, der sich unnöthigen Gefaren für seine Gesundheit aussetzte, da es deren genug für sie gibt, in die er eingehen mus? Will er etwa seine Gesundheit recht auf die Probe stellen? Ach — er unterlasse dis doch! morgen vielleicht schon stellt sie die Natur gar hart auf die Probe. Oder — will er etwa mit der Stärke seiner Gesundheit recht figuriren? So denke er an das alte Sprichwort — Hochmut u. s. w.! In der That gings vielen schon so, daß sie sich selbst mit Bedauern an dieses Sprichwort erinnern musten, wenn sie Gefaren für ihre sittliche Gesundheit nicht

auswichen, da sie ihnen doch hätten ausweichen können. Dergleichen Gelegenheiten, von welchen ich hier mit mir selbst spreche, können durch ganz besondere Umstände leicht hinreissend und zwingend werden, und — wie gehts alsdann? die Antwort, welche die Erfarung darauf gibt, ist — es geht so, wie den eingebilden Heiligen Recht damit geschieht.

Daß ich über diesen Gegenstand sehr richtig urtheile, beweiset ia auch der gute Rath, welchen alle Sittenlehrer geben, daß man sich nicht an Menschen anschliessen solle, die gleichen Leidenschaften ergeben sind. Die Sinnlichkeit macht allerdings zu nichts geneigter, als hierzu; so mus ihr aber dann auch hierbei die Vernunft durchaus die stärkste Gegenwehr leisten. Immer will ich also meine Freunde so wählen, daß sie vielmehr meine Gegenfüsler auf dem Globus der Sinnlichkeit sein könnten. Zuverlässig ist dis neben der Wachsamkeit über meine stärkeren sinnlichen Triebe das sicherste Mittel, diese immer mehr zu beherrschen. In dem Umgange mit solchen Freunden gibts nehmlich nicht nur keine Gelegenheiten, welche sie besonders reitzen, sondern ich sehe auch immer solche Beispiele, die mir die Herrschaft, welche sie über mich zu behaupten suchen, mich ganz besonders verleiden. So oft ich dann neben so einem Freunde stehe, der völlig Herr über den Trieb ist, welcher sich bei mir zur Leidenschaft qualificirt, fühle ich sein moralisches Uebergewicht über mich; er gefällt mir besser, als ich mir gefalle. Was denke ich da? was

mus ich da denken? „Suche doch dir selbst so zu gefallen, wie er dir gefällt — verwandle doch das moralische Uebergewicht, welches er über dich hat, in moralisches Gleichgewicht mit ihm! Du kannst's ia, so thu's doch auch!" Mein Wunsch ists ia aber auch, daß er gern mein Freund sein, und daß er mein Freund bleiben möge; Beides würde mir sehr fehlschlagen, wenn der Kontrast zwischen unserer Willensweise offenbar wäre, und wenn dieser offenbare Kontrast fortwährte. Ich müste solchen also aufzuheben, bald aufzuheben suchen. Uebrigens soll es ia auch der schönste Segen sein, welchen die Freundschaft stiftet, daß Freunde einander liebreich zu korrigiren suchen. Dieses Recht will ich auch den meinigen zugestehen, und sie werden es dann gewis gegen die vor ihren Augen nach Herrschaft bei mir strebende sinnliche Begierde zuerst gebrauchen, wenn sie ihr nicht selbst ergeben sind...

Ich bin als Vernunftwesen in allen meinen Angelegenheiten von Wichtigkeit an's Nachdenken, an ernsthaftes und eifriges Nachdenken, verwiesen, und ich würde mir eine schlechte Selbstbegrüssung dadurch erweisen, wenn ich von meiner Nachdenkenskraft mir nicht viel verspräche. Gehört es denn aber nicht unter meine allerwichtigsten Angelegenheiten, daß kein sinnlicher Trieb bei mir zur Leidenschaft — wohl gar zur herrschenden und bleibenden Leidenschaft — werde? So mus ich mir dann also auch vom Nachdenken über die Herrschaft, welche ein gewisser Trieb sich anmasst,

sehr viel versprechen können, und eben darum auch solch Nachdenken auf das allerernsthafteste und allereifrigste treiben. Mithin ists da nicht genug, daß ich oft deutlich erwäge, wie tief ich dadurch sinke, wenn überhaupt Leidenschaften mich bethören, sondern daß ich auch noch öfter und noch deutlicher erwäge, wie tief ich dadurch besonders sinke, wenn ich mich von dieser oder iener Leidenschaft recht arg bethören lasse. Der Sittenlehrer spricht Dasselbe, welcher spricht — „denke nicht blos über die allgemeinen Gründe gegen das menschliche Leidenschaftswesen, sondern noch weit mehr über die noch hinzukommenden besondern Gründe gegen dein Leidenschaftswesen, nach!" Ich, der ich mich kenne, will also die Strafpredigten, welche meine Vernunft gegen ieden Trieb, der sich bei mir gegen sie besonders aufmacht, hält, auch ganz besonders und vorzüglich anhören. Recht nachdenken will ich darüber, wie ein solcher Trieb, wenn ich ihn prädominirend werden liesse, hier oder da, links oder rechts, meiner sittlichen Güte nicht nur schadete, sondern sehr, ia, ganz unaussprechlich, schadete. Es ist unmöglich, daß die öfteren Vorstellungen hiervon nicht seine Gewalt beschränken sollten.

Auch von meiner moralischen Lektüre werde ich denselben Vortheil haben, wenn ich sie besonders gegen ihn betreibe. Fremde Verleidungen seiner Herrschsucht kommen dann noch zu den Verleidungen derselben, welche mein eigenes Nachdenken über ihr Entehrendes für mich bewirkte. Sobald ich also eine Schrift finde,

welche es eigentlich mit diesem Hauptfeinde meiner sittlichen Freiheit, Güte und Herrlichkeit zu thun hat, will ich sie sehr aufmerksam lesen, lesen und wiederlesen, wenn sie lehrreich für mich ist. Ganz vorzüglich soll mir ihr Wiederlesen nicht blos, sondern auch ihr zehenmaliges Wiederlesen, für die schönste Anwendung meiner Lesezeit gelten, wenn sie die Lebensbeschreibung eines Menschen enthält, der mit demselben Hauptfeinde zu kämpfen hatte, und glorreich über ihn siegte. Da sehe ich dann nicht nur, daß gesiegt ward, folglich auch von mir gesiegt werden könne, sondern auch, wie gesiegt ward, folglich auch, wie ich es anzugreifen habe, wenn ich ebenso glorreich siegen will. Ist so eine Biographie vollends eine Selbstbiographie, und zwar, wie der Augenschein gleich lehrt, eine recht grundehrliche Selbstbiographie — — o dann will ich mich nicht satt an ihr lesen. Ueberhaupt ist das Lesen der Lebensbeschreibungen solcher Menschen, die über alle Leidenschaften ohne Unterschied die Oberherrschaft wenigstens zu behaupten wusten, von ganz unsäglichem Nutzen für mich. So einen Mann wirklich zu erblicken, der durchaus selbst handelte, und sich durch keinen Trieb Vorschriften machen lies — welch eine Erblickung! Mus ich nicht dabei denken — „Er war Mensch, nichts weiter, als Mensch, und bracht's so weit — auch Du bist Mensch, bring's also doch auch so weit, wie Er!?" O wie weit stärkere Eindrücke macht eine einzige solche Erblickung auf mich, als zehen blos sogenannte und ge-

träumte Erblickungen der Tugendhelden in den Romanen und auf dem Theater! Wenn meine Bewunderung dieser höchstfreien und höchstselbsthandelnden Menschen wohl schon in Begrif ist, auch aufs Höchste zu steigen: so sinkt sie durch die einzige Vorstellung plötzlich auf das Tiefste herab, daß mit ihnen Alles doch nur blosse Dichtung, Illusion und Affektation, sei. Wie könnte ich dabei denken — bring's auch so weit, als es diese gebracht! —? Es ist ia nicht wahr, daß sie es so weit gebracht. Entweder sie haben gar nicht einmal existirt — die moralischen Kraftmänner in den Romanen mein' ich — oder sie spielen blos die Rolle solcher Kraftmänner, und spielen nicht blos sie, sondern spielen wohl gar mit ihr. Nur Wahrheit ists auch hier, was allein stärkt und anflammt. Ganze Galerien solcher hochmenschlichen Bilder, welche einst in Natur erschienen und wirklich lebend zu sehen waren — welch eine Schule der Weisheit und Tugend sind sie! Sie sind da; man mus sie nur sammeln, schätzen und lieben. Die von einander entferntesten Zeitenalter und Himmelsstriche leisten ihre Lieferungen dazu, und es thut dem, der sein Geschlecht gern gegen die Verschreier desselben in Schutz zu nehmen pflegt, wohl, beweisen zu können, daß überall, sobald die Vernunftkultur den dazu erforderlichen Grad erstieg, auch solche Vernunfthelden auftraten, die Herren aller Leidenschaften waren. Nur bleibet mir — mus ich mit Recht sprechen — mit den Legenden der Heiligen, mögen's Klosterbrüder,

oder Einsiedler, gewesen sein sollen, weg! den Weltmann — den Mann mitten in der menschlichen Gesellschaft — der es von blosser moralischer Freiheit bis zur eigentlichen moralischen Güte brachte, lasse ich mir gefallen; er überwand Alles, was ihm dabei im Wege war, Eigenes und Fremdes. Mich darf weder Nationalstolz, noch Eifersucht gegen andere Nationen, plagen; freuen aber mus und will ich mich darüber, daß es dergleichen Männer nicht blos unter Griechen und Römern — ach ia, unter diesen gab's sie von schwerersteiglicher Grösse — sondern auch unter Deutschen, gab. Ebenso darf mich auch weder kirchlicher Stolz, noch Eifersucht gegen andere Kirchen, ergreifen; freuen aber mus und will ich mich darüber, daß an der Spitze der Christenheit ein Mann der Art steht, der Seinesgleichen sucht, und der die höchste moralische Grösse erstieg. Seine Lebensbeschreibung könnte allein schon Lektüre genug sein für Jeden, der Lust hat, sich zur Autopragie aufzuschwingen, und sie stärkt auch ganz vorzüglich noch diese Lust; denn die überall aus ihr hervorleuchtende Ruhe des Geistes, welche er bei seinem Despotismus über die Leidenschaften genos, muntert ganz unaussprechlich zu seiner Nachfolge auf. Man könnte wohl von ihm sagen, und hats auch gesagt, daß seine herrschende Leidenschaft der Trieb zum Guten gewesen sei, welcher alle andere Triebe sich nicht nur untergeordnet, sondern fast als Sklaven behandelt habe: die Vergleichung dieses göttlichen Triebes mit einer Lei-

denschaft scheint mir iedoch zu unedel. Fände ich's nicht so, so würde ich mir selbst die allerwichtigste Regel, welche ich mir zu geben habe, also geben — mache den Trieb zum Guten zu deiner herrschenden Leidenschaft! — nun aber bleibe es dabei, daß ich spreche — bring' immer mehr deine gesamte Sinnlichkeit unter die Oberherrschaft der Vernunft, und zwinge besonders ieden der sinnlichen Triebe unter sie, der sich bei dir besonders gegen sie auflehnt!

Ich will der Ruhe des Geistes, welche bei seinem Despotismus über alle Leidenschaften ohne Unterschied der Mann aus Nazaret genos, gegen den der Mann aus Mekka ein halbes Thier ist, nicht vergeblich für mich gedacht haben; auch mich, auch mich, soll sie zu seiner Nachfolge reitzen, stark ermuntern, hoch anflammen . . . Mus ich mich nicht schon um so seliger fühlen, ie mehr ich Herr über Alles, was Leidenschaft heisst, werde? Ich bin ein Vernunftwesen, und preise und will ewig preisen dafür den Vater aller Wesen, daß ich es ward; verdiene ichs aber nicht dann erst zu sein, wenn ich mich als ein solches Wesen durch Beherrschung der Sinnlichkeit zu zeigen suche? Ja, werde ich nicht im eigentlichen Verstande erst dadurch so ein Wesen, und werde ich's nicht in dem Masse immer mehr, in welchem ich meine Sinnlichkeit zu beherrschen vermag? Welch ein Gedanke also da schon — „du wirst immer mehr, was du sein sollst" —! ist er nicht meine Seligkeit an sich selbst, wenn ich ihn mit Wahrheit den-

ken kann? O was für eine Zufridenheit mit mir bei ihm! was für ein wahrhaftigedler Stolz auf mich bei ihm! dis, dis ist schon herrliche Ruhe des Geistes, welche aus der Herrschaft über die Leidenschaften entspringt. Dann aber auch noch der Mangel an allem inneren Gewühle bei dieser. Je mehr die sinnlichen Triebe angehalten und gewöhnt werden, der Vernunft zu gehorchen, desto seltener und geringer wird ihr Aufstand gegen sie. Zum Toben und Lärmen kann es wenigstens mit ihnen nicht mehr kommen; ein einziger erneuerter Vernunftbefehl — „bis hieher, und nicht weiter" — donnert sie in ihre bestimmten Grenzen zurück. Nach und nach vergeht ihnen sogar Lust und Kraft zugleich, Aufstand gegen die Vernunft zu wagen und zu machen. Wie wohl mus mir sinnlichsittlichen Wesen, mir Vernunftwesen, das mit Sinnlichkeit bekleidet ist, und bekleidet sein mus, dabei sein, wenn so die Stille in mir immer mehr zunimmt, und ich durch die Affekten immer seltener in der Freude am Wahren und Guten, in den Genüssen des Schönen und Erhabenen aller Art, gestört werde? Ja, auch äuserlich unangefochtener und ungestörter, und im wahren Verstande von der Aussenwelt unabhängiger, lebe ich, ie mehr ichs zu einer Art von Despotismus über Alles, was Leidenschaft heisst, bringe. Diese, ach diese Geistesruhe — wie ist sie das Höchste, wohin ich's bringen mag! Mitten unter allen Stürmen um mich her hause ich dann, weil kein Sturm in mir ist, friedlich in meiner Hütte,

und iene stürmen alle blos über mich weg. Ich begehre nicht zu viel, und, was mir nicht werden kann, darauf thue ich, als Herr über meine Begierden, gutwillig Verzicht! So gehe es dann in der Welt, wie es wolle; ich wandle meinen Weg gelassen fort, thue das Gute, wie ich's thun kann, und leide das Böse, wie ichs leiden mus. Auf den grossen Weltregirer habe ich dabei volles Vertrauen, daß er meine Kraft zum Guten nicht zu sehr sinken, und die Leiden nicht mich überwältigen lassen werde. Heil mir also auf allen Seiten, wenn ich immer mehr nach Vernunftherrschaft über die Sinnlichkeit, in die ich eingekleidet bin, strebe!

Fünftes Selbstgespräch.

Der grosse Einrichter meines Wesens that noch etwas Besonderes für mich, um es mir zu erleichtern, daß ich mich von der blossen sittlichen Freiheit zur wirklichen sittlichen Güte erheben, und so das blos nidere Gottesbild, das mir gegeben ward, in das höhere Gottesbild, welches ich nur selbst mir geben kann, verwandeln möchte. Mit Humanität stattete er mich von Natur aus, wie mit Vernunft; ia, was noch Mehr ist, er richtete es so ein, daß iene noch weit eher in mir sich regte, als diese. Traun, eine schöne Entschädigung dafür, daß die Sinnlichkeit bei mir der Vernunft so sehr zuvorkam, weil sie ihr so sehr zuvorkommen muste!

Humanität — was ist sie? . . Sie ist Theilnehmung an fremdem Wohl und Weh; sie besteht darin, daß mir, wenn es Andern gut geht, so zu Muthe werde, als wenn es mir selbst gut ginge, und wenn Andere leiden, so zu Muthe, als wenn ich selbst litte; sie theilt sich also ein in Mitfreude und Mitleid. Ihr Gegentheil ist Brutalität, bei der man fremdes Wohl zerstört, und fremdes Weh anrichtet, um sich selbst dadurch wohl zu befinden. Dem reissenden Thiere ward von Natur Brutalität gegeben — dem Menschen Humanität.

Daß Beides Wahrheit sei, beweisen die Tigerkinder und die menschlichen Kinder. Der kleine Tiger zerreisst, sobald er nur Kräfte genug dazu hat, und der kleine Mensch freuet sich mit den Frölichen, und weint mit den Weinenden, sobald er nur — was denn? Denkkraft genug? nein, blos Sehekraft genug hat, um Fröliche und Weinende von einander unterscheiden zu können. Dis ist nun schon so oft gesagt, aber noch gar nicht gehörig erwogen worden. Daher dann auch all das Lästern, welches man gegen die menschliche Natur treibt, und das eigentlich nur gegen die schlechte Menschenerziehung getrieben werden sollte. Das ist wahr, daß ein Kind ebenso zur Brutalität, wie zur Humanität, erzogen werden könne. Sobald es, nachdem es vollkommen sehen gelernt hat, häufig Beispiele davon sieht, daß neben Frölichen geweint, und über Weinende gelacht werde, oder, daß Glückliche mit Neid, und Unglückliche mit Schadenfreude, verfolgt werden, kann es beinahe nicht anders, als neidisch und schadenfroh werden — weil die Vernunft noch nicht bei ihm so zu Hause ist, wie der Sehesinn. Man hat aber doch Beispiele genug von Kindern, bei denen der Sehesinn schon ganz zu Hause war, und die Vernunft kaum ihr menschliches Hausrecht zu gebrauchen anfing, daß sie zu ihren Eltern sprachen — „Vater, wie kannst du so weinen, wenn dein Nachbar lacht? Mutter, wie kannst du — du — so lachen, wenn dein Nachbar weint?" Die Wahrheit obiger Behauptung, die Ehre

der Kinderwelt, und also auch die Ehre der menschlichen Natur, betreffend, kann Jeder erproben und wird sie bewährt finden, wer ein Kind, das noch kein ganzes Jahr alt, aber völlig gesund, ist, auf seinen Arm nimmt. Er halte es vor sich hin, ohne zu lachen oder zu weinen; das Kind sieht ihn an, ohne auch das Eine, oder das Andere, zu thun. Er lächle dann, und das Kind lächelt zurück; er thue, als wolle er weinen, und das Kind wird weinerlich zurück. Diese uns angeschaffene und bei Kindern noch unversehrte Humanität war es eben, welche den Propheten aus Nazaret so an die Kinder hinzog, der überhaupt nie ein ungünstiges Urtheil über die menschliche Natur selbst gefällt hat, sondern Alles auf den Schatz des Herzens stellte, welchen der Mensch während seiner Erziehung sammelt, der jedoch freilich ebenso böse, als gut, sein kann, ie nachdem die Erziehung gut, oder böse, ist. Es ist nun aber also nicht nur wahr, daß die Humanität der Vernunft zuvorkomme, wie die Sinnlichkeit, sondern sie entwickelt sich also auch sogar aus der Sinnlichkeit; wie könnte man daher auf den Einfall gerathen, der Sinnlichkeit überhaupt und an sich gram sein zu wollen?

Wie nun die Humanität im Menschenkinde sich sehr frühzeitig regt, so findet man auch nicht selten noch Ueberreste von ihr bei den bösesten Erwachsenen, ia, bei den ärgsten Bösewichtern. Ist dis nicht ebenfals ein starker und vielleicht noch stärkerer Beweis dafür, daß sie eine wirkliche Mitgabe der Natur für den Menschen,

und in sein Wesen selbst tief eingewebt, sei? Was früh und bei völliger Unverdorbenheit noch sich schon anmeldet, und spät noch und bei schon völliger Verdorbenheit nicht unterlässt, sich dann und wann wieder anzumelden, das mus etwas Natürlicheigenes sein. Daß es sich aber mit dergleichen späten Wiederanmeldungen der Humanität so, wie gesagt, verhalte, hat seine ausgemachte Richtigkeit. Räuber, die ihren Raub glücklich vollbracht hatten, begegneten auf der Rückkehr zu ihrer Höle einem halbnackenden Landbettler, und schenkten ihm eins der geraubten Hemden und Wamse. Mörder, denen ihr Mord gelungen war, sahen auf dem Heimwege ein Kind vom Ufer in den Strom fallen, stürzten sich nach, retteten es, und freuten sich, es gerettet zu haben. Oeffentliche Gerichtsakten liefern glaubwürdige Belege hierüber.

Ward es denn aber dadurch, daß ich gleich mit Humanität ausgestattet bin, vom Schäpfer mir wirklich auch erleichtert, mich von blosser sittlichen Freiheit zur sittlichen Güte zu erheben?.. Ich behaupte dis, weil ichs behaupten mus... Wer menschlich Theil nimmt am Zustande Anderer, der wird ihre Leiden wohl verringern, aber nicht vermehren, oder ihnen gar dergleichen machen; er wird aber auch ihre Freuden nicht vermindern, oder gar vernichten, sondern selbige vielmehr vermehren, wenigstens zu erhalten suchen, ja, dergleichen ihnen sogar zu machen beflissen sein. Ist

denn nicht sittliche Güte hierdurch schon so gut, als geborgen?

Ist nun Humanität gleichsam die Grundlage meiner sittlichen Güte, wie sie es in der That ist — ward ich gleich von Natur aus mit ihr ausgestattet, wie der Fall wirklich auch ist — kam sie bei mir offenbar der Vernunft zuvor, und entwickelte sie sich weit zeitiger, aus der Sinnlichkeit, als diese — — was habe ich ietzt mit dem höchsten Eifer zu besorgen? Die Antwort gibt sich selbst, und kann nicht anders lauten, als wie sie lautet — „Ich, da ich nun im vollen Besitze meiner Vernunft bin, mus die Humanität an mir auch recht warten und pflegen.“ Ist denn die Vernunft nicht ebenso ganz für sie, wie sie ganz wider die Leidenschaften ist? Mus die Vernunft nicht ebenso ganz für sie sein, wie sie ganz wider diese sein mus — da diese, die Leidenschaften, offenbar alle sittliche Güte zerstören, iene aber, die Humanität, Grundlage und letzte Stütze sittlicher Güte zugleich ist? Wie also? als Kind und blos aus Sinnlichkeit hätte ich mich human gezeigt, und als Erwachsener und im wirklichen Besitzstande der Vernunft wollte ich mich inhuman, und nicht vielmehr noch weit humaner, zeigen? Nein! theuer und heilig sei mir Warte und Pflege der Humanität an mir! Wie betreibe ich aber diese Wartung, diese Pflege, gehörig?.. Hierüber will ich doch recht mit mir selbst sprechen; — da es hier über wahre und glückliche Behauptung meiner Menschenwürde recht

eigentlich zur Sprache kommt. Niemand nehmlich rühme sich ferner auch nur der geringsten sittlichen Güte, wer das ihm angeschaffene und in sein Nervensistem eingewebte Mitgefühl mit dem Zustande Anderer in sich ersterben läſst, oder es gar selbst tödtet, und es nicht vielmehr in ein immer vollkommeneres Leben zu versetzen sucht!

Offenbar eignet sich der eine Beruf und Stand immer mehr oder weniger zur Humanitätspflege, als der andere; wohl also dem, der sich den seinigen selbst wählen konnte undbei der Wahl hierauf weise und wohlthätig für sich selbst Rücksicht nahm! Lebte ich aber einmal in einem solchen Berufe und Stande, in welchem Humanität eben nicht zu gedeien pflegt, und müßte ich fortdauernd in ihm leben — wie wäre mir da zu rathen? Schlimm, daß es so um mich steht, würde ich allerdings sagen müssen; aber doch wäre der rechte Rath da bald gegeben. Wenn ich z. B. viel schwere, körperlich sehr anstrengende und dadurch die Heiterkeit des Gemüths, ohne welche das Mitgefühl fast unwirksam ist, tief abspannende Arbeiten und Geschäfte zu verrichten hätte, so müſste ich diese Arbeiten und Geschäfte abbrechen, so oft ich könnte, und während der mir erlaubten Erholungsstunden auch nur solche Erholungen genieſsen, welche wahrhaftig wieder erheitern. Unglücklicherweise verfallen die Verrichter der gröbsten Arbeiten auch gewöhnlich auf den Genus der gröbsten Erholungen; dann ists aber auch um sie geschehen. Sie

glauben sich ganz zu erheitern, erheitern sich iedoch nur scheinbar und auf den Augenblick, keineswegs aber wirklich und auf die Folgezeit. Vielmehr, sobald sie zu ihren groben Arbeiten zurückkehren, kehrt auch der unmuthsvolle und barsche Sinn in sie zurück, und, ie öfter sie so mit groben Arbeiten und groben Erholungsgenüssen abwechseln, desto mehr erstirbt auch in ihnen alles feinere Mitgefühl, wie aller eigentliche Frohsinn... Ebenso, wenn ich aus Berufs- und Standespflicht oft Handlungen auszuüben hätte, welche man nur bei Verletzung aller Humanität ausüben kann, so müßte ich recht ausdrücklich mir gewisse Stunden festsetzen, in welchen ich zu mir spräche — „trag den inhumanen Geist, welchen du als Berufsmann zeigen must, nicht in dein übriges gesellschaftliches Leben über, sondern affektire ihn auch sogar nur bei deinen Berufshandlungen!" „Unterscheide, müßte ich dann ferner zu mir sprechen, Menschen von Menschen, und vermische nicht die, gegen welche du inhuman sein must, mit denen, die auf deine ganze Humanität die gerechtesten Ansprüche haben, und mässige dich vielmehr auch gegen iene, so viel du kannst und darfst." So haben in der That alle Vorgesetzte, die viel Untergebene haben, besonders im Soldatenstande, recht oft zu sich zu sprechen, und thäten sie es alle, so würde man nicht so viele unter ihnen antreffen, deren Inhumanität schier an Brutalität grenzt, und die sich nicht nur bei ihren Untergebenen, die sie ohne Unterschied tirannisch behandeln, son-

dern auch überall, wohin sie kommen, verhasst machen, weil sie an allen ihren Mitbürgern Subalternen vor sich zu haben glauben, und überall den Befehlshaber spielen wollen. Ich gedachte des Soldatenstandes; er ist gewis deshalb sehr zu bedaueren, daß er zu Kriegszeiten barbarisch handeln mus; wer also in ihm lebt, der gehe wenigstens in der Barbarei nicht weiter, als er schlechterdings zu gehen hat, zeige sich auch menschlich gegen den überwundenen Feind, verabscheue das Plündern, schone der Wehrlosen, und — bringe, wenn Friede wird, nicht barbarischen Sinn aus dem Felde in die Heimat zurück! .. Wie selig lebt man doch dafür von Seiten der Humanitätspflege im Gelehrtenstande! Wo ist hier die geringste rechtmässige Veranlassung, oder gar Nothwendigkeit, sich inhuman zu zeigen? Ist nicht vielmehr der Umgang mit den schönen Künsten und Wissenschaften die wahre Ausbildungsschule aller feineren Gefühle? Gelehrter, wenn du also inhuman sein wolltest, wer sollte dann human sein müssen? Wenn du Mitfreude und Mitleid versagen, stolz und hart, neidisch und schadenfroh sein könntest, was sollte man von dir denken? Also — aller stete Verkehr mit den Musen und Grazien schaft nichts an dir? O — so zähle dich zwar unter die Gelehrten, höre aber auf, dich unter die Menschen zu zählen! ..

Mag es nun immerhin auch wahr sein, daß es nicht nur einzelne Beispiele von inhumanen Gelehrten, sondern auch sogar dergleichen von inhumanen Got-

tesgelehrten, gebe; so bleibts doch auch unwiderleglich wahr, daß die Schule der Religion an Wohlthätigkeit für das feinere Gefühl die Schule der schönen Wissenschaften noch übertreffe. Lernt man denn nicht ausdrücklich in ihr, daß Gott nur verehrt werden könne durch Rechtthun, und ist nicht Liebe üben das allerschönste und allerhöchste Rechtthun? Man erwärme doch also nur sein Herz recht mit dem Gottesglauben und mit der Gottesverehrungslust; so erwärmt man es auch zugleich zu humanen Gesinnungen. Besonders ist die Schule der christlichen Religion zur Humanitätspflege auf das höchste geschickt. In ihr wird geradezu gelehrt, daß auf Liebe bei dem Menschen Alles ankomme — seine Göttlichkeit und seine Gottgefälligkeit, sein ganzes inneres, d. h. wahres Heil, genannt Seligkeit. Gott steht in ihr da als die Liebe selbst, und die Humanität als Divinität. Das Gebot der Liebe prangt in ihr als das höchste Gebot, ja als Alleingebot, seine wackere Befolgung also auch als die allerschönste Gottesverehrung. Der Kindessinn, der angeschaffene Menschensinn — sich zu freuen mit den Fröhlichen, und zu weinen mit den Weinenden — wird in ihr, wie er das ächte Menschenthum ist, so auch für das ächte Christenthum erklärt, und über dem Eingange und der Thüre zu ihr schaut man das Bild der allerhöchsten Humanität in dem Bilde ihres Errichters selbst. Man halte es doch also nur, wenn man das unschätzbare Glück hat, schon ein geborner

Christ zu sein, aufrichtig und herzlich mit der christlichen Religion, denke ernsthaft über ihre Lehren nach, und finde diese göttlich, blicke recht nach ihrem Stifter hin, und finde es schön, sich in sein Bild zu verklären! — o wie könnte man besser die Humanität an sich pflegen, als so?

Freundschaft und Liebe, Liebe nehmlich im engsten Verstande, sind auch herrliche Verpflegerinnen des humanen Sinnes. Was sind sie denn beide anders, als Humanitätsausübungen selbst, und zwar in den höchsten Graden? Traun, von den höchsten Graden lässet sich's leicht bei ieder Gelegenheit zu den niedrigeren herabsteigen. Es ist aber auch noch Mehr darüber zu sagen. Das Herzliche und Zärtliche bei der Freundschaft, das noch Herzlichere und Zärtlichere bei der Liebe mus ia herzlichen Sinn und Zartgefühl überhaupt nähren und stärken; besteht denn aber nicht aus diesen beiden alle Humanität? Recht inniges Theilnehmen an dem Zustande dieses und ienes Andern kann nicht anders, als uns zu irgend einiger Theilnahme an dem Zustande iedes Andern geneigt machen. Wie weit besser, als dieienigen, welche nur in grossen Gesellsaften sich wohl befinden, handelt doch also der für sich, wer lieber im kleinen Zirkel seiner edlen Vertrauten verweilt, und da Erholung sucht? Er findet sie da nicht nur wirklich, und stimmt sich also auch schon hierdurch immer mehr in den Ton der Humanität ein, die nur bei Heiterkeit gedeiet, sondern auch die Offen=

heit, welche da herrschend ist, öfnet das Herz immer mehr für alles Gute, und die Trautheit, welche da zu Hause ist, macht, wenn auch nicht traut, doch wenigstens hold, gegen die ganze Welt. Gewis fallen da auch häufig Gespräche, Verhandlungen und Herzensergiessungen vor, die, wenn auch nicht immer unmittelbar, doch mittelbar, in das Fach der Humanität einschlagen, und so wallt dann die sanfte Flamme der Humanität aus Seele in Seele herüber und hinüber, und wird immer lichter, ie öfter sie so aus Seele in Seele herüber und hinüber wallt. Es geht ihr ganz so, wie der zur Glut sich mehr eignenden Andachtsflamme, wenn sie unter vielen Andächtigen um sich greift, wo sie dann durch das herüber und hinüberlodern aus Seele in Seele ihre himmlische Feuerkraft immer mehr verstärkt, und so für den Hang zum blossen Irrdischen auch immer zerstörender wird... Geht nun über die Kraft der Freundschaft noch die Kraft der Liebe im engsten Verstande bei der Humanitätspflege, wie weit besser, als dieienigen, welche es mit umherschweifender und blos thierischer Liebe halten, sorgt doch also vollends der für sein Herz, der sich an einen Herrlichen des andern Geschlechts auf das festeste anschliesst, und es mit iener den Menschen nur kleidenden Alleinliebe hält! Es ist unaussprechlich, wie ein Paar Liebende, die es mit den höheren Freuden der Geschlechtsliebe vorzüglich zu thun haben, und dabei ein Herz und eine Seele sind, einander gegenseitig veredlen, verfeinern und vermensch-

lichen. Um einander immer mehr zu gefallen, um einander immer höher schätzen zu können, wetteifern sie in den schönsten Empfindungen, und weisen, als wenn sie es jederzeit aufs neue verabredet hätten, bei ieder Gelegenheit alles Rohe, Harte, Barsche und Grobe mit Abscheu von sich zurück! Mögen dergleichen Paare auch nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören; genug, es giebt ihrer doch, und sie selbst erklären ihr Beisammen- und Unzertrennlichsein für den höchsten Lebensgenus. Sie haben Recht; denn lieben nur ist leben, und so lieben ist selig leben. Junger Mensch, wer du auch sein magst, wache und herrsche über deinen Geschlechtstrieb, veralte aber auch nicht ohne Noth neben ihm, sondern, sobald deine Vernunft dir sagt, iezt will die Vorsehung die Stunde seiner Befriedigung schlagen lassen, so verbinde dich innigst mit einer Person des andern Geschlechts, aber nur mit einer solchen, die hohes sittliches Gefühl wohl erprobt in ihrem Busen trägt, und sich durch feine Lebensweise offenbar auszeichnet; sei versichert, daß du dann einer der ausgebildetesten Menschen, einer der ersten Menschenfreunde, werden wirst!

Was ich von den Berufen und Ständen sagte, daß sich nehmlich der eine von ihnen immer mehr oder weniger zur Humanitätspflege eigne, als der andere, das gilt auch von den Vergnügensgenüssen. Seinen Stand und Beruf kann nun freilich nicht Jeder selbst wählen; wohl aber ist Jeder doch wenigstens mehr Herr über die

Auswahl seiner sinnlichen Vergnügungen. Erwähnt hab' ich's, daß mehrentheils dieienigen, welche die gröbsten Arbeiten zu verrichten haben, auch auf den Genus der gröbsten Erholungen verfallen; dis gehört nun aber nicht weiter zur Sache. Wohl iedoch gehört die goldene Regel recht eigentlich hieher — „Sei, wer du willst, und lebe in einem Beruf und Stande, in welchem du willst, wähle solche Vergnügensgenüsse, welche den humanen Sinn in dir auf ieden Fall pflegen müssen, wenn er wirklich in dir ist!" Wähle vor allen den Genus der schönen Natur! Was ist das, daß man im Hirtenstande, wie die meiste Moralität und Naifetät, so auch die meiste Humanität, antrift? Dis ists, daß man in selbigem den grössesten Theil des Lebens im freien Schosse der Schäpfung zubringt. In der That Bewegungsgrundes schon genug, um einer Art von Hirtenleben in arbeitsleeren Stunden sich gern zu widmen! und zwar um so mehr, da man nicht, wie der Hirt, in ieder Jahreszeit und in ieder Witterung zur Natur kommen mus, sondern die bessere Jahreszeit und die mildere Witterung zu ihren freiwilligen Besuchen nach Gefallen bestimmen kann! Ists dem aber nicht auch von vornher leicht bewiesen, daß der Genus der schönen Natur die ächte Pflege des humanen Sinnes sein müsse? Wirken nicht, wenn ich in ihrem Schosse mich befinde, unsichtbare Kräfte überall um mich her auf das wohlthätigste und segensreichste? Wie? und das sollte ich auch nur einige Minuten lang

gewahr werden können, ohne gleichsam auch von allen Seiten her einen heiligen Anhauch des Wohlmeinens und Wohlwollens zu empfinden? Wer wäre ich, wenns nicht so mit mir stände? Geh in die unterirrdischen Hölen, wo nichts, als Tod, herrscht, müste ich zu mir sprechen, geh in die Gewölber, wo Maden, Motten und Kellerwürmer an den Leichnamen nagen — dahin gehörst du, aber nicht in den Schmuck und Liebreitz der Oberfläche der Erde. Und — wer mag berechnen, wie sonst noch der humane Sinn durch den Genus der schönen Natur verpflegt werde? Stehe ich an einem freundlichen Tage auf einer Erdhöhe — wie wird mir da, wenn ich in die Erdgründe herabsehe? Ist mir nicht, als müste ich mich über Alles so ausbreiten und ausdehnen, wie sich Alles für mich ausbreitet und ausdehnt? Stehe ich in einer freundlichen Nacht in einem Erdgrunde — wie wird mir da, wenn ich in die allerhöchsten Höhen des Himmels hinaufsehe? Ist mir nicht, als verlöhre ich mich erst als Mensch in ihnen, und fände mich dann in ihnen als Mensch dreifach wieder? Ach, der Himmel, der Himmel — aber die Erde, die Erde, doch auch ... In welch einen Seelenfrieden wiegt, wenn er schon durch Bewustsein des Guten da ist, vollends das Anschaun des friedlich gestirnten Firmaments, oder des nichts, als Ruhe, Sanftheit und Liebe ins Herz scheinenden Vollmonds ein! Sonnenauf- und Sonnenuntergang — wie stimmen sie ebenso zu milden, als zu erhabenen Gefühlen! Das Wandeln auf

Saatfeldern und Bluhmengefilden — das Sitzen am sanftrieselnden Bache beim anmuthigen Wetteifer der gefiederten Sänger — das blosse Einathmen reiner und stärkender Luft im Freien — — wie kommt doch im Schosse der schönen Natur Alles zusammen, um das Gemüth nicht wild, sondern hold, und gerade so, zu erheitern, daß dadurch humaner Sinn auf das schönste gedeie! Wahr doch also gewis das grosse Wort, welches ich mir zurief — wähle vor allen Vergnügensgenüssen zur Humanitätspflege in dir den Genus der schönen Natur! . . . Hier will ich dann noch Zweierlei zu meiner Freude recht bemerken.

Das Eine davon ist, daß auf solche Weise für allgemeine Humanitätspflege auf das vollkommenste gesorgt ward. Kann die schöne Natur nicht ieder gesunde Mensch geniessen, sobald er will, und nicht in Ketten und Banden liegt? Braucht er dazu reich, oder vornehm, zu sein? Wo wird Geld dafür begehrt, wenn Jemand dem maiestätischen Sonnenaufgange beiwohnen, oder an den Frühlingsfreuden im Freien Theil nehmen, oder sich an Aussichten von Bergen herab auf seine eigene Hand ergötzen, kurz, wenn er einen blossen Naturgenus, und weiter nichts — besonders von Schenkwirthen und Kuchenweibern unterwegs nichts — haben will? Noch kam auch keiner der abgabesüchtigsten Fürsten auf den Einfall, dergleichen Genüsse mit Abgaben in Gnaden zu belegen, und fiele es in Zukunft noch iemals Einem von ihnen ein, so zu thun, so wür-

de nicht blos sein Volk, sondern die ganze Welt, über ihn spotten ... Dis betraf das Reichsein; mit dem Vornehmsein verhält sichs in Ansehung der schönen Naturgenüsse ebenso. Wer schöpft sie denn wirklich öfter — der Vornehme, oder der Geringe? Wissen möcht' ich's — ich glaub's aber gleich in voraus nicht — obs gegen zehen **Schaf**hirten einen **Kirchen**hirten, und gegen zehentausend **Schaf**hirten einen **Volks**hirten gäbe, der so oft, wie sie, zum Sternhimmel aufschaut, Sonne kommen und Sonne gehen sieht, und sein Ganzes und sein Alles so in dem lieben, freien, beseligenden Schosse der Natur findet, wie sie. Ists nicht sogar häufig Sache der Vornehmen, und, ie vornehmer sie sind, desto mehr, die schönen Naturabende zu verschwärmen, wie die Novemberabende, und dann die darauf folgenden schönen Naturmorgen zu verschnarchen, wie die Decembermorgen? Nicht minder ists wahr, daß, wenn von ihnen auch zu Naturgenüssen geschritten wird, sie doch solche häufig nur in grossen Zirkeln lieben; da aber geniessen sie nicht sowohl eigentlich die Natur, als vielmehr — blos sich unter einander — ganz so, wie auf ihren Picknicks in den engbrüstigen Wintersälen. Ja, es ist sogar wahr, daß sie nicht selten sich auch in den schönsten Parthieen der Natur nicht wohl und schön befinden können, wenn nicht der Spieltisch dabei steht; dieser befördert aber warlich die Humanität nicht sonderlich, er stehe, wo er wolle — am rauchenden Kamin, oder in einer Rosenlaube, von

Nachtigallen umschlagen. Man hat's — im Vorbeigehen gesagt — wohl eher erlebt, daß Herren und Damen, die durchaus zu ihrer Zufriedenheit die Karten bedurften, einen Knaben dafür lohnten, daß er die lieblichen Philomelen, deren himmlischen Schlag zu hören sie also nicht einmal verdienten, von der Sommerlaube, unter der sie spielten, verscheuchte und entfernt hielte, damit sie, wie sie zwar nicht geradezu sagten, aber doch wohlverständlich andeuteten, vor dem unverlangten und unausstehlichen Vogelgeschnatter ihr eigenes selbstbeliebtes und also auch sehr angenehmes Matador- und Trickgeschnatter deutlich genug hören könnten. Befördert nun aber der Spieltisch überhaupt die Humanität nicht sonderlich, so kann man mit Recht behaupten, daß er ihr Zerstörer werde, sobald sehr hoch gespielt wird. Neid und Schadenfreude herrschen alsdann an ihm wechselsweise; machen denn aber beide nicht ebenso das Wesen der Inhumanität aus, wie Mitfreude und Mitleid das Wesen der Humanität? Sehet doch auch nur die inhumanen Gesichter an, welche über dergleichen Spieltische hinschielen und hingrinsen; ists nicht zum Ekel, in sie zu blicken, und ihre Züge zu mustern? Wer sein Herz lieb hat, der bleibe weg von ihnen!

Das Andere, welches ich noch zu meiner Freude bemerken wollte, besteht darin, daß so, wie alle gesunde und freie Menschen, sie mögen sein reich, oder arm, vornehm oder geringe, die schönen Naturgenüsse schö-

pfen können, auch allen Menschen ohne Unterschied der Hang zu ihnen von Geburt aus eigen sei. Daß sich dis wirklich so verhalte, sieht man an allen gesunden Kindern. Wo sind sie lieber — wo sind sie heiterer und froher, als im holden Freien? Man mus in grossen Städten gewesen sein, und die Kinderzucht im dritten und vierten Stockwerk mit angesehen haben, um sich hiervon eine vollkommene und der Wahrheit ganz gemässe Vorstellung machen zu können. Welch eine Wonne für die hochoben eingesperrten Kleinen da, daß es einen Sonntag gibt, an dem sie vors Thor, ins Feld, oder in einen Garten, geführt werden! Wie harren sie diesem Festtage entgegen! wie iammern sie aber auch, wenn die Witterung an ihm fehlschlägt! Die höchste Ermunterung zum guten Betragen für sie ists, wenn's gar in der Woche einmal heisst — ihr sollet auch heute ausserordentlich spatzieren gehen . . . Konnt's auch wohl anders sein, als daß der Hang zu schönen Naturgenüssen dem Menschen ebenso wesentlich-eigen werden muste, als die Humanität selbst, deren schönste Verpflegerinnen sie sind? Ein grosser Widerspruch zeigte sich doch wohl gewis, wenn das Gegentheil Statt fände, in der Einrichtung des menschlichen Wesens. So ists aber nicht, und darum sollen dann auch die Erzieher den Hang zur Natur in den Seelen ihrer Zöglinge auf das möglichste zu pflegen bedacht sein. Es bleibt immer eine trefliche Bemerkung, daß der allerhöchste Pädagog, der grosse Erzieher des Men-

schengeschlechts, die ersten Menschen in einem der schönsten Lustgefilde der Erde erzogen habe. Man lerne von ihm! Hinaus also mit den Kindern ins Freie, so viel es die Lagen und Umstände nur verstatten! Ein Mensch, der in dem ihm angebornen Hange zur Natur recht bestärkt, und zu Genüssen des Naturschönen noch ausdrücklich gewöhnt wird, findet auch gewis lebenslang seine Lieblingsfreudengenüsse an ihnen, und — wie ist dann auch zugleich lebenslang für seine Humanität gesorgt! Nie wird es wenigstens geschehen können, daß er sich der leidigen Spielsucht — dieser Pestilenz für humanen Sinn — ergebe. Wehe aber einer solchen Erziehung, bei der die Kinder gleich von Hause aus zum Kartenspiele erzogen werden! Eine abscheulichere Erziehung kanns kaum geben. Ja doch, die Kleinen mögen spielen — Spiel ist Sache der Kinderwelt — aber spielen mit Bewegung, und besonders mit Bewegung im Freien. Dennoch mus das Spielen selbst auch bei guter Zeit noch im höheren Grade nützlich, d. h. arbeitsartiger, eingerichtet werden. Auch dis ist im Schosse der Natur, wie am leichtesten, so auch am schönsten, zu bewirken. Lasst die Kinder spielen mit Bluhmenbau, Erdbeeren- und andern Beerenbau, Pflanzen- Staudengewächsen- und Bäumleinbau; sie spielen ia so gern damit, und freuen sich höchlich, wenn sie auch nur eine selbstgezogene Viole oder Hepatika der Mutter bringen können. So lasst sie doch spielen auf solche Weise; lasset sie spielen mit

Allem, was die Erde, und wär's auch nur der elendeste Erdwinkel hinter dem überall umbuchteten Wohnhause, auf irgend eine Weise verschönert! Das Verschönerungssistem ist das wahre Humanitätssistem; wer in der geringsten Trivialschule des ersteren erzogen wird, wird zugleich auf der hohen Schule des letzteren erzogen . . . Wie viel Wahres und Wissenswerthes, Nützliches und Gutes Kindern von ihren Erziehern und Lehrern im Freien und mitten unter schönen Naturgenüssen — und zwar da am allerherrlichsten — auch gleichsam spielend — beigebracht werden könne, mag hieher immerhin nicht gehören; wahr aber ists doch, daß die neuere Pädagogik dadurch, daß sie hierauf achtete, vor der älteren, welche nur mit dem Bakel hinter dem Schultische sas, grosse Vorzüge gewonnen hat. Dabei bleibts aber auf der andern Seite auch wieder wahr, daß die neuere Pädagogik ihre gimnastischen Uebungen im Freien häufig übertreibt. Wie mancher gute Sohn guter Eltern ward dadurch schon siech, oder gar gebrechlich! und wozu denn das Uebertriebene dabei? Sollen etwa alle Jünglinge Kämpfer und Springer werden? Nicht etwa gar auch Seiltänzer?

Sechstes Selbstgespräch.

Man hat wohl die Jagd von Seiten der Naturgenüsse, zu welchen sie offenbar führe, gerühmt, und sie daher bei der Auswahl der Vergnügensgenüsse zur Pflege der Humanität empfohlen; wie könnte ich aber hiermit einverstanden sein? .. Das gebe ich gern zu, daß mitten im Schosse der Natur geiagt werde; trift aber erstlich auch wohl nur die eigentliche Jagdzeit in die Zeit der schönen Natur? Wer sie bis dahin ausdehnt, der geht vermuthlich darauf aus, die singende Lerche aus der Luft zu schiessen; als wodurch er aber eben keinen Sinn für die Natur zu Tage legt. Sodann ist die Gemüthsstimmung beim Jagdwesen derienigen ganz entgegengesetzt, welche zu schönen Naturgenüssen erfordert wird; daß also an diese wohl wenig dabei gedacht werden kann. Endlich — was das Schlimmste ist — ist nicht mehrentheils mit der Jagd auch Thierquälerei verbunden? Sobald dis nun gar der Fall wird, wie könnte das kleine Gute, welches sie für die Humanität durch Naturgenus etwa stiftete, gegen die offenbare Barbarei in Betracht kommen, zu der sie solchergestalt verleitete?

Ich schätze alle Stände, weil sie sein müssen; aber was ist denn das, daß man, statt daß im Hirtenstande

die meiste Humanität angetroffen wird, im Jägerstande so oft die ärgste Inhumanität antrift? Das ists, daß es zwei einander ganz entgegengesetzte Sachen sind, als Wohlthäter seiner Heerde, oder als Würgeengel in der Thierwelt, Gebirg und Thal, Feld und Hain, zu durchwandern, und im Schosse der Natur zu leben. Die Thierquälerei vollends, welche nicht nur von der Jagd schwer zu trennen ist, sondern wohl gar zuweilen die Hauptsache bei ihr ausmacht, klärt Alles auf. Eine Hartherzigkeit und Grausamkeit führt zur andern, und Inhumanität gegen Thiere wird am Ende auch Inhumanität gegen Menschen. Könnte doch ieder iunge Mensch, als den gräslichsten Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung, das Aktenstück lesen, welches in dem Gerichtsarchife zu . . . liegt! Ein zwei und zwanzigiähriger Vatermörder sagte nehmlich einst aus, daß sein Vater, ein reicher Pachter, dessen einziges Kind er war, von seinem sechsten Jahre an ihn gewöhnt habe, seinen schönsten Zeitvertreib darin zu finden, eingefangene iunge Füchse und Hasen auf dem Hofe stundenlang zu hetzen, und dann lebendig von den Hunden zerreissen zu lassen. In Ermangelung solches iungen Gewilds wären, wenn er über Langeweile geklagt, die Kälber aus dem Stalle gelassen worden, die er dann ebenso hetzen dürfen, während daß Papa sich immer halbtodt hätte lachen wollen. Sobald er hätte reuten können, hätte er sämtliche Pferde und Ochsen mit der Hetzpeitsche auf dem Hofe bis zum Sturze herumzu-

treiben die Erlaubnis gehabt; was ists weiter? hätte es geheissen, wenn ein Stück davon verunglückt wäre, diese Lumpe in der Schöpfung sind für uns Menschen da, daß wir mit ihnen machen können, was wir wollen. In seinem funfzehnten Jahre hätte ihn der Vater zum Inspektor über das gesamte Hofgesinde gemacht; da hätte er angefangen, Teufel zu spielen mit Knechten und Mägden, und Papa hätte wieder dazu gelacht. „Du wirst ein ganzer Kerl von Pachter werden, hätte es geheissen, fahre nur so fort! diese menschlichen Lumpe auf unserem Hofe sind ebenso nur für uns da, wie unsere noch erbärmlicheren Thierlumpe." Als ein Mensch von zwanzig Jahren hätte er zwei Knechte auf einmal so barbarisch behandelt, daß Beide binnen vier Wochen gestorben wären; der Vater hätte aber durch Geld die Sache zu unterdrücken gewust, und ihm selbst darüber weiter keinen Vorwurf gemacht. Da nun nachher der Fall eingetreten wäre, daß der Vater einer hübschen Magd wegen aus Eifersucht nach ihm geschlagen, hätte er gedacht, der Vater wäre auch kein höheres Wesen, als die menschlichen Lumpe auf dem Hofe, deren zwei er, ungestraft von ihm, zu Grabe gebracht, und so hätte er ihm, nicht wütend, sondern ganz gelassen, mit der Kolbe der Flinte, die er eben, von der Jagd zurückkehrend, noch in der Hand gehabt, den Mordschlag auf den Kopf gegeben.

Ich kehre noch einmal zur Jagd zurück. Ein Anderes ists freilich, sie als sein Metier treiben müssen — ein

Anderes, sie blos aus Liebhaberei treiben. Wer sich im ersteren Falle befindet, der Thierquäle wenigstens nicht absichtlich und vorsätzlich. Der Unsinn bei Behandlung der sogenannten Raubthiere geht doch weltkundig zu weit. Was können diese dafür, daß sie sind, was sie sind? Wenn sich doch der Barbar von Förster nur auf einen Augenblick an den ihnen angewiesenen Platz in der Schäpfung stellte! Fort mit ihnen — darin gebe ich ihm Recht; aber — fort mit ihnen auch so geschwind, als möglich! Wer nicht so denkt, der ist noch weit unter ihnen; denn sie selbst tödten sogar ihr Eriagtes oder Erhaschtes auf das allergeschwindeste. Was aber das eifrige Jagdwesen aus blosser Liebhaberei betrift, so kann das Urtheil darüber durchaus nicht anders ausfallen, als also — „wer sein Herz lieb hat, der liebe so wenig leidenschaftlich die Jagd, als das Spiel, und wer nicht wirklich darauf ausgehen will, alle humanen Gefühle in sich zu zerstören, der bleibe weg von allen Parforceiagden, wie von allen Hazardspieltischen!" Wähle überhaupt, spricht die Vernunft zu mir, kein Vergnügen, womit Thierquälerei verbunden ist, am allerwenigsten finde an dieser ein Vergnügen selbst! Du pflegst sonst nicht Humanität, sondern Brutalität in dir.

Gar zu gern möchte man die menschliche Natur des Hanges zur Thierquälerei beschuldigen, und beruft sich deshalb auf die Kinderwelt, in der sie schon herrschend wäre. Könnte ich hierzu wohl schweigen? Habe ich

nicht Kinder genug gesehen, die, wenn sie irgend ein Hausthier eigenthümlich besassen, dasselbe für eine Art von Reichthum hielten, und es noch über die Gebür warteten und pflegten, und wenn sie es verlohren, über seinen Verlust fast untröstlich waren?.. Wie aber? sind mir nicht auch kleine Thierquäler genug vorgekommen, welche den grossen schon gleich waren?.. Zugegeben; was folgt aber daraus? Ja, wenn ich sogar zugeben müste, daß die Thierquälerei in der Kinderwelt herrschend wäre, was würde auch hieraus folgen? Der abscheuliche Grundsatz doch warlich nicht, daß der Hang zu ihr dem Menschen von Natur eigen sey. Kinder kommen auf Thierquälerei entweder aus sich selbst, oder nicht. Geschicht das Erstere, so geschiehts nicht aus Bosheit, sondern aus Unverstand. Sie quälen dann nicht, um zu quälen, sondern um sich zu beschäftigen, und ihre Kräfte zu gebrauchen. Gibt das gequälte Thier vollends ungewöhnliche Laute von sich, oder macht es possirliche Bewegungen, wohl gar Sprünge, so tritt die von der Vernunft noch verlassene und kindische Sinnlichkeit dazu, und schaft eine wirkliche Freude daran. Da ists dann die Pflicht der Erzieher, wacker hinzuzutreten, wenn sie so etwas gewahr werden, und den Kindern es recht ans Herz zu legen, daß das arme gequälte Thier in seiner Art über sie seufze. Geschieht dis, so unterbleibt gewis in den mehresten Fällen ähnliche Thierquälerei, und, wo sie nicht darauf unterbliebe, da müste sie gleich körperlich bestraft wer-

den, und zwar mit dieser ausdrücklichen Erklärung — „die Schmerzen, welche du kleiner Unband iezt empfinden wirst, sollst du dafür empfinden, daß du dem armen Thiere da ohne Noth Schmerzen gemacht hast.“ Sollte das nicht fruchten? Wir finden ia Beispiele von erwachsenen Thierquälern, welche dadurch, daß irgend ein starkes Thier, das sie mishandelten, sich an ihnen rächte, und sie wieder mishandelte, gewizigt wurden, und sichs von da an zur Regel machten, von ähnlichen Barbareien abzustehen. In den mehresten Fällen aber kommen Kinder nicht aus sich selbst auf Thierquälerei, sondern sie wird ihnen von Andern gelehrt. Sie sehen solche überall um sich her getrieben werden; sie sehen, daß man sich mit ihr amüsire, ia — man amüsirt sie sogar selbst frühzeitig mit ihr. Das Lezte ist freilich das Allerschlimmste, und geschieht doch sehr häufig. Dis geht alsdann schon in der sogenannten Kinderstube an, und währet hernach die ganze häusliche Erziehung hindurch wohl fort. Die vornehmern Häuser machen hierin vor den gemeinen keineswegs immer die Ausnahme, wie sich's doch von selbst verstehen sollte; vielmehr gehts in ihnen in dieser Hinsicht — wie in so mancher andern Hinsicht — oft gerade am schlechtesten her. Genug — Mütter sogar zum Theil, weit mehr aber noch Ammen und Kinderwärterinnen, führen die unruhigen und unzufriedenen Kleinen recht ausdrücklich zur Thierquälerei an, theils, um sie zu beruhigen, theils um sich selbst mehr Ruhe und Be=

quemlichkeit zu verschaffen. Sind Fliegen und Käfer nicht mehr hinreichend dazu, so gehts über Hunde und Katzen her. Das gequälte Thier geberdet sich, wie gesagt, possirlich; dis gefällt den Kleinen, welche noch nicht dabei denken können, daß es aus Schmerzgefühl sich so geberde. Bald macht man dann auch die Kinder zu unnöthigen Zuschauern beim Schlachten der esbaren Thiere, und die, welche das Schlachtwesen betreiben, richten es recht absichtlich so ein, daß Quälerei daraus entstehe, an der sie sich aus demselben angeführten Grunde ergötzen sollen. Ists denn nicht wahr, daß man den Tag, an welchem die Schweine zur Wirthschaft eingeschlachtet werden, in vielen Häusern in ein wirkliches Kinderfest verwandelt, und daß die Schlächter über den unmenschlicherweise verlängerten Tod dieser Thiere, und über das, was dabei nebenzu noch vorfällt, die rohesten und unsittlichsten Spässe machen, um das Festwesen für die Kinder noch recht zu verherrlichen? Ists nicht auch wahr, daß Hausköche und Hausköchinnen gleichfalls in vielen Häusern die Hühner, Enten, Gänse und Puter, welche sie durch einen ganzen Gurgelschnitt bald ganz todtmachen könnten, durch einen halben nur halbtodt machen, damit sie hernach durch jämmerliches Herumflastern auf dem Hofe erst ganz sterben, und, so herumflasternd, den Kindern im Hause, welche dazu ausdrücklich eingeladen, ia, hingebracht, werden, ein ganz besonderes Vergnügen verschaffen möchten? Ists nicht sogar wahr, daß zuweilen kaum

sechsiährige Kinder beiderlei Geschlechts von ihren Eltern auf die Parforceiagd mitgenommen werden, um sich da, wie ihnen ausdrücklich verkündigt wird, an einem der schönsten Schauspiele von der Welt zu laben?.. Amüsire man nun aber auch die Kinder nicht geradezu mit Thierquälerei, so sehen sie doch, daß sich Andere damit amüsiren, und amüsiren sich also mit ihr ebenfals. Besonders nehmen sie solch Amüsement von Ihresgleichen an, und da ists unglaublich, wie ein einziger Bube, der schon daran gewöhnt ist, ganze Schaaren seines Alters verderben könne. Es ist gerade so damit, wie weiterhin mit der Selbstbefleckung, wo dis auch der Fall oft ist. Eltern, die es mit ihren Kindern wahrhaftig gut meinen wollen, müssen sie daher durchaus nicht ohne Aufsicht umherlaufen und sich mit der iungen Gassenmenschenbrut vereinbaren lassen. Wer diesen Unholden einmal zugesehen hat, wie sie Schnekken, Frösche und iunge aus dem Neste genommene Vögel martern, und wie sie überhaupt den grössesten Uebermuth mit allen wehrlosen Thieren trieben, der drehet ihnen zum zweiten male, wenn er sie nicht aus einander treiben darf, mit Abscheu den Rücken zu... Daß übrigens die Kinder um sich her überall Thierquälerei getrieben werden sehen, man möge sie nun zum Amüsement treiben, oder nicht, und daß sie also sich auf das frühzeitigste in der Schule derselben befinden — bedarf dis wohl noch vieler Bewahrheitung? Das bravste unter allen unsern Arbeitsthieren, das Pferd,

wie schrecklich wird es behandelt, wenn es blos zugeritten, oder gar englisirt wird, wenn der wilde Reuter es besteigt, oder der barbarische Fuhrmann es vor seinen überbeladenen Lastwagen gespannt hat? Genug hiervon; nichts davon weiter, wie man häufig alle und jede Hausthiere mishandle, wie grausam man sie für ihre sogenannten Vergehungen strafe, und wie man so gern alle Arten von schädlichen Haus-Garten- und Feldthieren, statt sie schnell zu tödten, auf das langsamste und martervollste tödte! Dis Alles sehen die Kleinen, und — thun es, wenn nicht ein besserer Mensch dazwischen tritt, und ihnen — welches gar nicht schwer ist — zu rechter Zeit noch Abscheu davor beibringt, in der Folge nach...

Wie könnte ich diese Verhandlung mit mir selbst über Thierquälerei überhaupt beendigen, ohne die alte israelitische Gesetzgebung deshalb zu rühmen, daß sie die Rechte der Thiere, besonders der Arbeitsthiere, und ihre in der Natur gegründeten und durch die Vernunft geheiligten Ansprüche auf Milde und Erbarmen von Seiten des Menschen her so wacker in Schutz nahm? So wohlthätig, wie der Sabbat für die im Hause arbeitenden leibeigenen Menschen war, war er auch für die im Hause arbeitenden Thiere; wer schämt sich hierbei als Christ des Unfugs nicht, welcher von christlichen Reutenden und Fahrenden Sonntags noch ärger getrieben wird, als in der Woche? Wenn der christliche Pferdeverleiher seine Pferde die ganze Woche hindurch

hat durch- und ausklatschen lassen, so verleiht er sie, um das Maas seiner Sünden gegen sie voll zu machen, am Sonntage drauf, wenn Schnee genug liegt, an junge unbändige Schlittenfahrer, die ihnen gern das noch übrige Tröpflein Marks aus den Knochen jagen und klatschen möchten... „Du sollst dem Ochsen, indem er drischt, nicht das Maul verbinden" — o welch ein Gesetz! Wer denkt hierbei nicht mit Unwillen an die christlichen Herren und Knechte, welche ihren so fleissigen Pferden den Hafer an die Krippe schreiben? Traun, wenn ihre Ochsen noch dröschen müsten, sie bänden ihnen drei Maulkörbe für einen um... „Wenn du dessen, der dich hasst, Esel siehst unter seiner Last liegen, u. s. w." — über dieses Gesetz geht doch in der That nichts, das Verfaren gegen nützliche Thiere betreffend, und man fühlt sich gezwungen, dabei auszurufen — hochgeehrt sei nach Jahrtausenden noch der Mann, der es gab! Ich will nun nicht weiter einmal des schönen Worts, welches im Urisrael schon als Sprüchwort galt — „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes" — gedenken, sondern bedaure blos, daß es in der Christenheit ganz und gar an Gesetzen fehlt, die irgend eine Art von Thierquälerei verbieten und bestrafen. Wo gibts in ihr auch wohl wenigstens nur ein Gesetz gegen die über Alles unmenschliche Thierhetze?... Ich besinne mich so eben, und rufe mir zu — „wie kannst du so thöricht fragen, da es nicht an christlichen Gesetzgebern

fehlt, die selbst die Thierhetze, und zwar die Thierhetze von jeder Art lieben? „Wekhrlin rühmlichen Angedenkens hatte, als die in der Menschengeschichte so ewig merkwürdige französische Revolution — (welche, im Vorbeigehen und auch nicht im Vorbeigehen gesagt, die wahre Erlösung des menschlichen Geschlechs hätte werden können, und auch geworden sein würde, wenn man ihren ersten Grundsätzen treu geblieben wäre) — in seinen Tagen ausbrach, den wackern Einfall, nach Paris zu schreiben, daß man bei der neuen Gesetzgebung doch auch auf Gesetze gegen die Thierquälerei, wie einst in einem nach der höchsten Kultur ringenden griechischen Staate, bedacht sein möchte; aber man achtete auf sein Geschreibsel so wenig in dem neumodischen Frankreich, als im altmodischen Deutschland, sondern hetzte sogar fort dort, wie hier, und hier, wie dort. . . . . .

Nach dieser langen Digression auf die Thierquälerei, durch die man nicht Humanität, sondern Brutalität, in sich pflegt, setze ich nun zu dem Zurufe, welchen ich mir that — wähle vor allen Vergnügensgenüssen den Genus der schönen Natur! — hinzu: und dann den nicht weniger köstlichen Genus des Zaubers der Musik! . . Daß hier, wo von Humanitätspflege die Rede ist, nicht jene wilde und rasende Musik gemeint sein könne, bedarf nicht erst besonders bemerkt zu werden; aber auch sie beweiset die Kraft der Musik überhaupt auf das menschliche Herz. So

wenig ich nehmlich an die uralten abentheuerlichen Erzählungen glaube, daß nicht nur Thiere, sondern auch Bäume, getanzt hätten, wenn Orpheus spielte und sang: so gewis glaube ich an die späteren Geschichtssagen, daß ganze Armeen durch kriegerische Instrumental- und Vokalmusik in Schlachtwut gesetzt, und dadurch vom Schlachtfelde Meister geworden sind. Wie nun aber die wilde Musik die Inhumanität auf den höchsten Gipfel bringen kann, so mus ia auch wohl die sanfte Musik eine herrliche Pflege der Humanität sein. Ganze Völkerschaften beweisen auch diesen Saz, und zwar nicht blos aus alten Zeiten her, sondern auch in den neuesten Zeiten, und ebenso nicht blos iezt noch aus der Ferne her, sondern auch in der Nähe. Es verhält sich mit der Liebe zur sanften Musik, wie mit der Liebe zur schönen Natur, und — wie leicht erklärbar diese Erfahrung! Ist denn nicht, was die Natur fürs Auge ist, die Musik fürs Ohr? Befördert nun die schöne Natur durch den Sehesinn die humanen Gefühle des Herzens, sollte nicht auch die sanfte Musik durch den Hörsinn sie befördern? Wie sich also ein ganzer Stand, der Hirtenstand, welcher die schöne Natur am meisten geniesst, durch Humanität auszeichnet, so zeichnet sich auch durch Humanität ein ganzes musikalisches Völklein aus. Von ächter Humanität ist nemlich nur die Rede, welche nicht in faselnder Empfindelei, die Alles mit süstönenden Phrasen abthut, sondern in kraftvoller, thätiger Theilnehmung, besteht. Ich ge-

denke abermals des Hirtenstandes; wie könnte ich aber, so lange von Humanitätspflege mit mir die Rede ist, seiner zu oft gedenken? In ihm kommt Beides zusammen — Leben in der schönen Natur und Leben in sanfter Musik. Der Hirt mit seiner Schalmei, oder Flöte — machet ihm Platz, ihr Trompeter und Pauker, oder gar ihr Trommelschläger und Queerpfeifer! Machet ihm Platz, wenn er auch nur auf einem Blate um Mitternacht bläset!.. Hier komme ich auf die Musik im Freien... Eine einzelne Harfe, oder Guitarre schon, zu der lieblich gesungen wird, an einem reitzenden Abend in einiger Entfernung gehört, es sey im Garten, oder im Haine — o wie schön, wie schön! Nicht minder schön klingt in der Nacht von weitem her ein einzelnes Waldhorn, wenn es gut geblasen wird. Ein Adagio vollends, wenn es eine kleine, aber wahre Kapelle im Naturschosse allen Nachbarn, die es sind und sein wollen, zum Besten gibt, o wie noch schöner, wie noch schöner! Habt doch nur Sinn dafür! warlich, ihr werdet dadurch zur Humanität gleichsam elektrisirt werden. Oder — ist euch etwa Kartenspiel im Freien lieber, als Musik im Freien? Nun dann — u. s. w. u. s. w.!.. Zurück zur Hauptsache, die Musik im Ganzen betreffend!... Hat man nicht auch zur Beförderung der Andacht die Musik zu Hülfe gerufen? Allerdings, und, wie ich glaube, mit Recht. Die Tempelmusik zu Jerusalem, welche so gepriesen wird, habe ich zwar nicht gehört; bin ich

denn aber nicht in der katholischen Kirche zu . . gewesen, und könnte ich ie der tieffrommen Eindrücke vergessen, welche da die Musik auf mich machte? Ich bin Protestant, und weis recht gut, daß nicht die Kirchenmusik, sondern, wie Luther sagt, Gottes Wort, oder die Predigt, die Hauptsache beim sogenannten öffentlichen Gottesdienste sei; wie aber, möchte ich schier fragen, wenn erbaulicher musicirt, als gepredigt, wird? Doch — dis bei Seite! meiner Meinung nach macht man im protestantischen Kirchenwesen überhaupt zu wenig aus der Musik. Der sonnenklare Beweis hiervon ist der, daß sie auch da, wo man sie daselbst antrift, gröstentheils schlecht beschaffen ist. Freylich — dann lieber ganz fort mit ihr aus den Kirchen! Dann fehlt weiter nichts, als eine schlechte Predigt noch dazu, um das Kirchengehen den Leuten ganz zu verleiden. Wenn sich aber Beides vereinigt — und warum sollte denn dis nicht gemacht werden können? — eine erbauliche Predigt, und eine erbauliche Musik, so kommen die Leute nicht nur gern zur Kirche, sondern sind auch mit wahrer Andacht in ihr. Genug, die Musik vermag die Andacht zu befördern, und so schliesse ich also — was die Andacht befördert, befördert auch die Humanität; denn Gottesliebe und Menschenliebe sind im Grunde Eins. Was das Gefühl für den Allvater pflegt, pflegt auch das Gefühl für seine Kinder; denn beide Gefühle sind edle, und zwar gleichedle Gefühle. Der Genus sanfter Musik bleibe mir also meines Herzens

wegen theuer und werth, wie der Genus der schönen Natur!

Das Gernsein in der Kinderwelt ist auch eine gute Pflege der Humanität. Ich habe es nehmlich, wie vorhin, nur mit der schönen Natur und mit der sanften Musik, so auch hier nur mit noch unverdorbenen und unverschraubten Kindern zu thun. Ihr ganzes Wesen, ich weis es ia, und habe mir's schon selbst gesagt, ist lauter Humanität. Natürlichherzlich und natürlichrein freuen sie sich noch mit den Frohen, und trauern ebenso noch mit den Traurigen. Wenn du also oft unter solchen Erwachsenen sein must, bei denen du fast nichts, als Traurigkeit über Frohe, und Frohheit über Traurige, erblickst, so geselle dich auch oft zu den hier beschriebenen Kleinen, und, ie öfter du unter ienen sein must, desto öfter geselle dich zu diesen! Ihre Mitfreude wird die Eindrücke wieder auslöschen, welche der Neid der Erwachsenen auf dich gemacht hatte, und ihr Mitleid die Eindrücke, welche die Schadenfreude der Erwachsenen auf dich machte. Nicht nur wirst du dich dadurch mit der menschlichen Natur, die noch dazu deine eigene ist, wieder aussöhnen, sondern auch — wenn es möglich gewesen wäre, daß du dich selbst durch die ausgearteten Erwachsenen hättest verstimmen lassen, so wirst du dich unter den kleinen Naturmenschen in den edlen Ton der Natur wieder zurückstimmen. Gegen diese Wahrheiten besteht kein Einwand, so hämisch er auch eingekleidet werde. Man

spottet nehmlich wohl des Kinderfreundes durch Beihülfe des bekannten Sprüchworts — Gleich und Gleich u. s. w.; wer aber solchen Spott über ihn treibt, und dadurch ihm den hellen Kopf abzusprechen gedenkt, der spricht sich selbst das gute Herz damit ab. Spötter! es ist ia nicht die Rede davon, daß du gerade spielen mit den Kindern sollst; — doch, was wär's weiter, wenn du es zuweilen thätst? es bekäme dir vielleicht besser, als das Spielen mit ihren Vätern an der Faraotafel. Auch sollst du ja nichts Neues unter ihnen lernen; blos wiederlernen sollst du unter ihnen das Beste, welches du vergessen hast — den wahren Menschensinn ... Man sehe doch nur alle dieienigen an, welche Natur, Musik und Kinder nicht lieben; sind sie nicht die inhumansten Menschen? Nie müsse ich also den, der dieses heilige Drei verschmäht, zu meinem Freunde wählen! er gehört gewis unter den Abschaum der Menschheit ...

Zum Schlusse nun — die Humanitätspflege betreffend! .. Man beneidet wohl Fürsten der Abgaben wegen, welche ihnen ihre Völker zahlen müssen; man beneidet wohl Rittergutsbesitzer der Hofedienste wegen, welche ihnen ihre Bauern leisten müssen; man beneidet wohl Fabrikherren der hohen Procente wegen, welche sie von ihren Arbeitern dafür, daß sie durch selbige reich gemacht werden, nehmen; — lieber aber sollte man doch alle diese Glücklichgepriesenen darum glücklich preisen, daß sie — ich steige nun von unten nach oben hin=

auf — Fabrikfeste, Dorffeste und Volksfeste geben können — sobald sie wollen. Feste der Art, wie sie von Humanität zeugen, befördern auch die Humanität ungemein. Vielen Menschen auf einmal einen vergnügten Tag verschaffen — besonders, ganze grosse und kleine Schaaren von solchen Menschen, an die die Freude nicht oft kommt, froh erblicken, und dabei denken können — durch dich erblickst du sie froh — stimmt unaussprechlich zur Mitfreude, wie zum Mitleide. Bist du also in einer solchen weltlichen Lage, daß du dergleichen Feste geben kannst, so gib sie, und gewähre dir diese hohe Humanitätspflege! Bist du nicht in ihr, so thue nach deinen Kräften in dieser für dich so grossen und heiligen Sache! Geh, so oft du kannst, als thätiger Menschenfreund in bemooste Hütten, und trockne da die Thränen einzelner Leidenden nicht nur, sondern führe auch da die Freude, welche durch Noth und Jammer verscheucht ward, in ganze Familien wieder ein! Wie man dich da für einen Engel Gottes halten wird, so wirst du auch daselbst Engelssinn in dir stärken... Hier bietet sich mir der schönste Uebergang zur eigentlichen menschlichen Hauptsache gleichsam freiwillig dar.

Siebentes Selbstgespräch.

Durch mein Denkvermögen nehmlich, sprach ich letzthin zu mir, werde ich endlich auch in den Stand gesetzt, um mich her Nutzen und Segen zu stiften, und die schönsten Spuren meines Dagewesenseins noch lange hinter mir auf der Erde zurückzulassen. Hiermit komme ich auf Verdienstlichkeit um die Welt, also im Grunde auf das Höchste in meiner menschlichen Bestimmung, auf die Vollendung und Krone aller Menschenwürde. Wie mich die Vernunft vor allen übrigen Erdenwesen vorzugsweise des wahren Erkennens und der sittlichen Güte fähig macht, so auch edler Wirksamkeit. Ich Mensch fühle meine Kräfte, meine grossen Kräfte, verstehe mich auf ihren Gebrauch, und kann mich zu ieder Art desselben selbst bestimmen, weis aber auch, daß ich auch nur für das Gute sein, und folglich mich nur zu einem wackern Gebrauche meiner Kräfte bestimmen solle; es bleibe also für mich nur bei einer edlen Selbstthätigkeit, nur bei einem segnenden Wirken um mich her. Verändern, ia, aber nicht ins Schlechtere, sondern ins Bessere, hin — schaffen, ia, aber nicht Böses, sondern Gutes — stiften, ia, aber nicht Fluch, sondern Segen — — dis sei mein Wahlspruch, so oft ich mich in Verbindung mit der Aussen-

welt, besonders mit Meinesgleichen, menschliche Gesellschaft, Menschheit, genannt, betrachte. Hierdurch bringe ich das höhere Gottesbild an mir, das mir nicht gegeben ward, sondern das ich mir selbst geben soll, auf das Höchste. Gott liebt und will nicht nur blos das Gute, sondern wirkt auch allenthalben Gutes. Seine allmächtige Rechte, daß ich mich so ausdrücke, streckt sich segnend über den ganzen Sternhimmel aus; so müsse ich auch meine schwachen Arme über die Erde ausbreiten, so weit ich kann, und mit ihnen segnen, so viel ich kann — sollt's auch nur in einem Umkreise von tausend Schritten sein.

Habe ich aber nicht auch viel Rühmens gehört von edler Wirksamkeit gewisser Thierarten?.. Hierauf antworte ich mir selbst — so etwas heisst spielen mit den heiligsten Begriffen und Ausdrücken, Spott treiben mit dem schönsten Eigenthum der Menschheit heissts. Zu edler Wirksamkeit gehört Mehr, als blosses Nützlichwerden; man mus nützlich werden mit Vorsatz und aus eigenem freien Willen — man mus das Gute, welches man leistet, recht in der Absicht leisten, um es zu leisten — — ist dis nicht die erhabene und allererhabenste Prärogatife der Menschheit?.. Uebrigens müsse ich allerdings das nützliche Wirken vieler Thierarten zugestehen; was finge der Mensch an, wenn er sie nicht hätte? Nur aber wirken sie nicht frei, sondern blos aus Zwang, der bald innerer, bald äusserer, ist. Der innere heisst Instinkt, welcher oft auf das bewunderns-

würdigste wirkt, und alsdann Kunstinstinkt genannt wird. Alle Achtung für ihn, aber — auch nur für ihn selbst, und nicht für die, an denen er sich zeigt, und die, wenn sie nach ihm thun, nicht wissen, was sie thun. Ist diese natürliche Wirksamkeit der Thiere uns nützlich, so werden wir doch wohl nicht glauben sollen, daß dis ihr Wille sei? Wie? die Bienen bauten also ihren Honig nicht für sich selbst etwa, sondern für den, der sie austrommelt? So trügen also auch wohl die Hamster ihren Wintervorrath nicht für sich zusammen, sondern für den, der sie ausgräbt?.. Mehrere grosse Thierarten lassen sich leicht zähmen, und sind dabei gelehrig; unter der Anleitung des Menschen wirken sie daher sehr nützlich, und zwar für den sie anleitenden Menschen selbst. Ist aber hier wieder etwas weiter, als Zwang, und zwar äuserer Zwang. Daß der Mensch zum Unmenschen werde, wenn er das für ihn arbeitende Thier nicht gehörig lohnt, hat allerdings seine vollkommene Richtigkeit; tief unter dasselbe noch würde er dadurch herabsinken. Lohnt er es aber gehörig, so lohnt er es doch aus freiem Willen und absichtlich; sein Arbeitsthier hingegen wirkt blos darum für ihn nützlich, weil es mus, und ohne das geringste Bewustsein davon sogar, daß es ihm nützlich werde. Wenn ich über diesen mir so wichtigen Gegenstand hierdurch nicht richtig urtheilte, so käme es mir gerade so vor, als sollte ich annehmen, auch der Tanzbär tanzte aus freien Stücken, und recht in der Absicht, um seinem Herrn

Geld zu verdienen, und das Publikum zu belustigen. Sieh das arme Geschöpf aber doch nur an, wenn es widernatürlich tanzen mus; den Ingrimm darüber wirst du in seinen Augen lesen. — —

Ist nun — ich kehre zu meinem Lieblingssatze zurück — der Mensch unter allen Erdenwesen allein edler Wirksamkeit fähig, wie degradirte ich mich selbst durch Trägheit zum Guten und durch Müssiggang? Weg also mit beiden, und meine nützliche Thätigkeit müsse sich vielmehr sogar auch auf die Aussenwelt überhaupt erstrecken, und nicht blos auf die menschliche Geselschaft! Die Erde möchte wohl auch ohne Menschen schön gewesen sein, aber in der That doch nur da, wo ein vollkommenes Klima auf ihr herrscht, und — ob sie selbst auch da auf immer schön geblieben sein würde, mag von mir ununtersucht bleiben. Genug aber, in den mehresten Gegenden hat sie ihre Schönheit dem Menschen zu danken. Machten sich dabei Thiere etwa auch um sie verdient, so geschah es doch ohne all ihr Wissen und Wollen, und blos nach Art menschlicher Werkzeuge. Dem Menschen, als dem einzigen Vernunftwesen auf der Erde, ward auch die Erde übergeben, nicht nur sie sich unterthan zu machen, und über sie zu herrschen, sondern auch als ein edler Herr auf ihr zu walten, sie zu verschönern, und so das grosse Schäpferwerk auf ihr zu vollenden. Treu hat er auch seinen Auftrag von Anbegin, und ie länger, desto mehr, ausgerichtet. Er hat nicht nur unzähliche Dörfer und Städte, Land-

städte, Handelsstädte und Prachtstädte auf ihr angelegt — ihr schönster Schmuck im Grunde – und sie mit den herrlichsten Denkmälern der Baukunst weit und breit verziert, sondern er hat auch die Kunst überhaupt mit der Natur auf ihr vereinigt, und dadurch gezeigt, daß diese nur vorarbeiten könne, iene aber nacharbeiten müsse, wenn im Ganzen etwas Rechts und Vollkommenes an den Tag kommen solle. Er hat unwandelbare Gegenden wandelbar, unwirthbare Gegenden wirthbar, unbewohnbare Gegenden bewohnbar gemacht, Er hat Landstrassen angelegt, wohl gar über Gebirge und durch Felsenwände, hat die Flüsse durch Kanäle verbunden, hat die ungeheuern Wälder verringert, Moräste und Sümpfe ausgetrocknet — was würde die Erde iezt sein ohne ihn? — hat die schädlichen Thierarten vermindert, die nützlichen vermehrt, hat fruchtbare Wiesen und Felder geschaffen, Wüsteneien in Paradise verwandelt, Gärten überall gebildet, den Erdboden verbessert, Bluhmen, Staudengewächse und Fruchtbäume aus ihrem oft weit entfernten Vaterlande her in das seinige verpflanzt, u. s. w. Ewige Wahrheit also — der Mensch hat die Erde verschönert. Er kann sie aber auch noch immer mehr verschönern, und so müsse auch ich zu ihrer weiteren Verschönerung beitragen, so viel ich kann! Vermöchte ich's nicht im Grossen, so doch im Kleinen. Auch der menschlichen Gesellschaft werde ich hierdurch nützlich. Daß ich dieser aber nütze, und zwar auf iede mir mögliche Weise und aus allen meinen Kräften nütze,

dahin müsse mein ganzes Bestreben gehen. Ich degradirte mich sonst, wie gesagt, nicht nur selbst, sondern ich machte mich auch des schändlichsten Undanks schuldig.

Bin ich denn nicht Alles, was ich bin, durch die menschliche Gesellschaft geworden? Ist sie nicht noch immer auf allen Seiten in voller nützlicher Rege für mich? Wie? und ich sollte blos genommen haben, und immer noch nehmen, ohne auch geben zu wollen? So wäre ich werth, daß sie mich eher heute, als morgen, von sich ausstösse. Ich gebe ia, wenn ich ihr gebe, blos wieder; ich erstatte blos dadurch nach und nach das von ihr Empfangene. Sie war gutherzig genug, mir zu kreditiren, ehe ich ein sicheres Unterpfand dafür aufweisen konnte, und ich wollte bösherzig genug sein, meine Schuld nun nicht an sie abzutragen, da ich solche doch abtragen könnte, und dabei zugleich zu verlangen, daß sie mir losen Bezahler noch immer weiter kreditirte, ohne also auf Bezahlung irgend iemals sich die geringste Hofnung machen zu dürfen? Müssiggänger wiesen wohl oft schon zu ihrer Rechtfertigung auf Verderbenstifter hin, und sprachen dazu — „es ist wahr, wir haben Kräfte; könnten wir aber damit nicht Schaden anrichten, wie diese? so begnüget, Menschen, euch daran, daß wir nicht so thun, und muthet uns weiter nichts zu!“ — nie aber werde ihre Sprache die meinige! Gern zugegeben, daß es Unholde in Menge gibt, welche den ärgsten Misbrauch von ihren Kräften machen; ia, die Geschichte nennt Greuliche, die gern die ganze Welt ver-

wüstet hätten, wenn sie gedurft — (hat nicht selbst in den neuesten Zeiten so ein Teufel in Menschengestalt in Europa gewütet?) ist es denn aber genug, daß man nur nicht auf das allerschändlichste mit seinen Kräften umgehe, und sie nicht misbrauche? Nein, auch Nicht-gebrauch derselben schändet, und nur ihr edler Gebrauch ehrt, wie er auch die heiligste Pflicht ist. Ihm also weihe ich mich auf immer.

Da lobe ich mir nun aber einen gewissen und bestimmten gesellschaftlichen Beruf, und, wenn ich auch ganz beruflos leben könnte, ich müst's nicht wollen — müst's meiner eigenen Ehre und wahren Würde wegen nicht wollen. Findet Jemand die Berufsfreiheit schön und süs, so spreche er auf der andern Seite nur nicht gleich von Ketten und Fesseln, sondern blos von Banden des Berufs. Gibts denn aber nicht auch Bande der Freundschaft und der Liebe, welche man doch so gern trägt? Warum also nicht auch gern Berufsbande tragen? Es betrift ia hier nichts Geringeres, als edle Wirksamkeit, zu der Jeder auf das heiligste verpflichtet ist, und da ists ausgemachtwahr, daß man, wenn man Lust hat, dieser Verpflichtung recht nachzukommen und treu zu sein, weit sicherer gehe, wenn man das Leben in einem bestimmten Berufe liebt. Nicht also, als wenn man bei Berufslosigkeit kein nützlicher Mensch sein könne; widerspräche ich durch so ein Urtheil nicht meiner eigenen Erfarung? Kenne ich nicht selbst Edle der Art genug? Eben darum aber, weil ich auch

noch weit mehr unnütze Berufslose kenne, welche den Anschein haben, als glaubten sie, daß sie nur geboren wären, die Früchte des Landes verzehren zu helfen, bleibe ich bei meiner Behauptung. Ich will nehmlich gern der Humanität ein Opfer bringen, und dergleichen Unnütze nicht geradezu beschuldigen, daß sie wirklich dieses Glaubens wären; womit nun aber ihre weltbekannte Unnützlichkeit entschuldigen? Doch wohl nur damit, daß sie eben durch die Freiheit, welche sie haben, sich selbst bestimmen zu können, wie, wo und wann sie nützlich werden wollen, leicht verführt und veranlasst werden, nirgends und niemals und auf keine Weise nützlich zu sein. Da mus erst gewählt werden; bei der Wahl zeigen sich Bedenklichkeiten, über deren Beseitigung die Zeit vergeht, mit deren Vergange das so hochgerühmte freie Nützlichwerden mehrentheils von selbst wegfällt. O wie weit besser steht sich doch hier auf dieser allerwichtigsten Menschenseite der, welcher in einem gewissen und bestimmten bürgerlichen Berufe lebt! und eben darum wiederhole ich's, daß, wenn ich auch durch unverdiente Obervormundschaft des Schicksals so gesetzt wäre, daß ich beruflos leben könnte, doch meiner eigenen Ehre und wahren Würde wegen nicht beruflos leben möchte. Der Mann im Berufe hat ein- für allemal seinen ihm angewiesenen Wirkungskreis; eben sein Beruf ist dieser Kreis. Er weis also gleich, wie und wo er wirken solle, und, sobald ihn der Beruf fordert, macht er sich zum Wirken auf. Er wirkt also auch mit

Gewisheit viel, wohl gar sehr viel, und kann seine hohe Nützlichkeit gleich darthun. Die Uebung in einen und denselben Geschäften macht ihn immer geschickter darin; mithin verrichtet er sie immer vollkommener, und wird also auch immer noch nützlicher. Darum lobe ich mir das Berufsleben.

Dächte ich nicht so, sondern wollte ich darum, weil ich es könnte, ohne allen bürgerlichen Beruf sein, so müste ich mir selbst den ausdrücklichen Beruf zum Menschenfreunde geben, und mich als ein solcher bei ieder mir vorkommenden Gelegenheit auch wirklich zeigen. Ist dis schon Pflicht auch sogar für ieden Berufs- und Geschäftsmann, in so fern es seine Zeit und seine Kräfte verstatten, wie vielmehr wär's dann Pflicht für mich, da ich die meiste Zeit dazu hätte, und, weil ich doch auf solche Weise ohne Berufsbrodt leben könnte, vielleicht auch die meisten Kräfte dazu. Ich müste also z. B., wenn in der Nähe um mich her plötzlich Nothgeschrei entstände, immer der Ersten Einer wenigstens zu sein suchen, der Rettung versuchte, oder sie doch versuchen liesse, anordnete und bezahlte. Ich müste mich mit der Fürsorge für Erziehung verlassener Kinder gern beschäftigen, und fleissig dabei zum Rechten sehen, ob sie auch gehörig betrieben werde. Ich müste die Krankenpflege in bemoosten Hütten mir angelegen sein lassen, und mich nicht scheuen, selbst zuweilen in die Hütten unerwartet einzugehen, und so die Pfleger zu überfallen, um zu sehen, ob sie nicht etwa mehr sich selbst,

als die Kranken, verpflegten. Ich müste heruntergekommenen Familienvätern zu Vorschüssen verhelfen, welche ich bald allein, bald in Verbindung mit Andern, thäte, und dabei gleichsam die Rechnung darüber führen, wie solche Väter sie anwendeten, oder sie doch oft zur Rechenschaft deshalb fordern. Ich müste talentvolle Jünglinge, denen es an Mitteln sich auszubilden fehlte, diese Mittel verschaffen, und dabei über die Fortschritte, welche sie machten, über ihren Fleis und über ihre Sitten wachen. Ich müste gemeinnützige Institute befördern, für sie reden und schreiben, beitragen zu ihrer Fortdauer nicht nur, sondern auch zu ihrer Vervollkommung, durch Rath und That, und auch freiwillig und unentgeldlich an wirklichen Geschäften und Arbeiten bei selbigen Theil nehmen, so bald sie für mich passten. Ich müste Verführte retten, Verfolgte in Schutz nehmen, die Unschuld vertheidigen, zerfallene Freunde wieder vereinigen, dem Armen gegen den Reichen Recht verschaffen, für das gemeine Beste unaufgefordert Opfer bringen — kurz, ich müste helfen und dienen, wo ich wüste und könnte. So, nur so könnte ich's mir verzeihen, daß ich ohne bestimmten bürgerlichen Beruf lebte; so, nur so könnte ich verlangen, daß meine in ihren so verschidenen Berufen so fleissigen Mitbürger für mich die Achtung hätten, welche ich für sie haben mus.

Wenn ich aber das Berufsleben so hoch erhebe, so versteht es sich ia wohl von selbst, daß ich auch Berufstreue dabei gleich voraussetze. Was hülfe es

denn sonst, daß man in einem bestimmten Berufe lebend gleich wüßte, wie, wo und wann man nützlich wirken könne, wenn man zum Wirken selbst nicht Lust hätte? Gern zugegeben also zwar, daß es deren genug gebe, welche ihren Beruf vernachlässigen, ihn nur nach Bequemlichkeit betreiben, und am wenigsten seintwegen sich etwas versagen mögen, so müsse ich sie doch unter die verächtlichsten Mitglieder der Geselschaft zählen, und meine ganze Ehre darin setzen, von Andern nicht etwa auch mit Recht wieder unter sie gezählt zu werden. Ja, heilig sei mir mein besonderer bürgerlicher Beruf, der Beruf, auf eine gewisse angewiesene Art und Weise nützlich zu wirken, wie mein allgemeiner menschlicher Beruf, der Beruf zum nützlichen Wirken überhaupt! Für ihn will ich im Grunde eigentlich leben, und dadurch die Geselschaft überzeugen, daß es mir mit meinem Vorgeben, ihr Nutzen und Segen zu stiften, und mich dadurch bei ihr für den Nutzen und Segen, welchen sie mir gestiftet hat, oder vielmehr dafür, daß sie mir Alles in Allem gewesen ist, recht herzlich zu bedanken, wahrer Ernst sei.

Vor allen Dingen soll also, wenn ein Berufsbetrieb mit einem Vergnügensgenusse zusammentrift, gar nicht erst von mir darüber lange Untersuchung angestellt werden, welcher von beiden dem andern nachstehen müsse, sondern die Sache soll ein- für allemal bei mir dahin entschieden sein, daß der erstere vorgehe. Wäre ich mithin auch schon mitten im Genusse eines Vergnügens,

das ich mir wohl gewähren konnte, weil ich zu derselben Zeit keinen Berufsbetrieb vorher sah, und mein Beruf forderte mich dennoch ganz unerwartet, so werde der weitere Genus von mir sogleich aufgegeben, oder doch wenigstens so lange abgebrochen, als es der Beruf verlangt! Dis geschehe von mir willig und gern, ohne auf meinen Beruf deshalb ungehalten zu werden, oder ihn aus einer Art von Rache nur obenhin, in aller Eile und blos halb, zu verrichten? Würde ich auch sogar dadurch ein Gesellschaftsstörer, so müste ich darauf rechnen, daß jeder Rechtschaffene in der Gesellschaft, welcher mich schon schätzte, dieser meiner bewiesenen Berufstreue wegen eben darum, weil eine solche nicht Jedermanns Sache ist, mich noch mehr schätzen werde.

Klagen soll mich ferner Niemand hören, daß mein Beruf beschwerlich sei. Möchte ich ihn mir selbst angewiesen haben, oder möchte er mir angewiesen worden sein — genug, ich befände mich nun doch einmal in ihm, und so müste ich mich an ihn gewöhnen. Heraustritt aus ihm und Uebergang in einen andern, wenn dergleichen auch thulich wäre, würde doch nicht räthlich für mich sein. Die Frage würde nehmlich entstehen — in welchen andern übergehen? Da gehe nun über, in welchen du willst; bist du erst in ihm, so wirst du, wenn du einmal das Klagen liebst, auch über ihn dich zu beschweren Ursache zu finden glauben. Von weitem lässt sich nichts gehörig beurtheilen, sondern Alles blos in der Nähe. Jeder Beruf hat sein Angenehmes und

sein Unangenehmes. Das Letztere lernt man nur erst kennen, wenn man in ihn wirklich eintritt und in ihm lebt. Man hat daher Beispiele aufzuweisen, daß Menschen, die beinahe zehenmal Berufstausch begingen, zulezt in ihren allerersten Beruf zurückkehrten. Müssen sie mir nicht vorkommen wie die Weltumsegler, welche am Ende in ihre verlassene Heimat wohl zurückzukehren wünschen? Eben darum aber auch müsse ichs für vernünftiger halten, statt an Berufstausch zu denken, mich lieber, wie gesagt, an den Beruf, in welchem ich mich einmal befände, immer mehr zu gewöhnen. Wenn ich nur will, so geschieht dis sogar ohne mein Zuthun, und blos dadurch, daß ich in ihm bleibe. Habe ich denn nicht Kranke genug gesehen, welche ihren schmerzlichen Zustand, der nicht aufhören wollte, dadurch immer erträglicher fanden, daß sie sich durch die Länge der Zeit immer mehr mit ihm familiarisirten? Sie strebten blos nicht gegen, sondern waren geduldig. Und der gesunde Mensch sollte seine blossen Arbeitsbeschwerden dadurch nicht immer erträglicher finden, daß er sie immer öfter übernähme, und so immer vertrauter mit ihnen würde? Im Grunde heisst dis doch in der That weiter nichts, als daß er mit der Zeit gegen ihr Gefühl abgestumpft werde, wie iene Kranken gegen das Gefühl ihrer Schmerzen. Er strebe also auch nur nicht gegen, sondern sei so geduldig, wie sie! Die Zeit bewirkt Alles, und Mehr, als die Vernunft; ia, die Religion selbst kann ohne sie nichts schaffen. Sehe ich

bis nicht sogar an Denen, welche frühzeitig die Gegenstände ihrer höchsten Liebe verlohren? Je älter die Trennung von diesen ward, desto mehr lies der Trennungsschmerz bei ienen nach.

Dergleichen frühe Trennungen rechnet man mit Recht nicht zu den gewöhnlichen Beschwerden der Freundschaft und Liebe, sondern zu den ausserordentlichen Leiden für sie. Nun dann, so gibts auch ausser den gewöhnlichen Berufsbeschwerden nicht selten auch noch ausserordentliche Leiden für den Beruf; wie? und ich sollte, wenn ihr Fall einträte, darüber murren? Nein! vielmehr sogar, wenn ich mich ihnen auch entziehen könnte, müsse ich mich ihnen doch nicht entziehen! Mein Beruf ist einmal die Sphäre, in welcher ich vorzüglich Gutes wirken, Nutzen und Segen stiften soll; ihm müsse also nicht blos mein Vergnügen, sondern auch mein ganzes Wohlbefinden, nachstehen, sobald es nöthig ist! Ich soll ia für das Gute überhaupt leiden können; wie vielmehr für das Berufsgute, wozu ich mich ausdrücklich anheischig gemacht! Sind dergleichen Leiden wacker und glücklich überstanden, so gewähren sie lebenslang einen sehr angenehmen Rückblick auf sich, einen Rücklick, bei dem man sich ganz in seiner Menschenwürde fühlt! Mit dem erlaubtesten aller Stolze kann man sich alsdann seinen Mitbürgern zeigen, und auf alle ihre öffentlichen Geselschaftsfreuden die gerechtesten Mitgenusansprüche machen. Unterläge man aber solchen Leiden — was wär's weiter? Man mus

nicht nur zum halben, sondern zum ganzen Märtirerthum für seinen Beruf bereit sein, für ihn nicht blos eine Zeitlang leiden, sondern auch noch leidend für ihn sterben können. Wie mus der Soldat thun, dessen eigentlicher Beruf sogar darin besteht, zum Tode für das öffentliche Wohl immer bereit zu sein?

Da ich nun überzeugt bin, so denken zu müssen, wie ich iezt gedacht habe, ergibt sich nicht die Antwort von selbst auf die Frage — wie lange meine Berufstreue dauren müsse —? So lange ich sie leisten kann, d. h. so lange ich die gehörigen Berufskräfte besitze. Wohl dem, der bis an seinen Tod seinen Beruf vollständig betreibt, im Betriebe desselben gleichsam noch stirbt, oder wohl gar wirklich stirbt! So einen Tod, ach, so einen Tod — sollte ich mir ihn nicht wünschen? Viele starben ihn schon in friedlichen Berufen und Ständen aller Art, und starben so auf dem Bette der Ehren, wie der brave Soldat im Schlachtgetümmel. Gelänge mir es aber nicht so — schwänden vielmehr meine Kräfte so hin, daß ich durch weitere Betreibung meines Berufs der Gesellschaft mehr schadete, als nüzte, so wäre mir es ebenso Pflicht, ihn niderzulegen, als es mir heilige Pflicht ist, ihn vorher nicht niderzulegen. Dem Greise, wenn er wirklich erschöpft ist, gebürt ia endlich auch wohl Ruhe, und er hat es durch langes Händeregen doch gewis verdient, daß er die lezten Tage hindurch die Hände in den Schos lege und blos sich selbst lebe.

Ich habe schon erwähnt, daß der Mann im Berufe auch ausser seinem Berufe noch Gutes stiften, und sich als Menschenfreund zeigen müsse, so weit es seine Zeit und seine Kräfte verstatten; so will ich dann dieses auch mir selbst gesagt haben. Es darf mir also nicht zur Gewohnheit werden, mich, wenn irgend ein besonderer Hülfsfall eintritt, nach Andern nur umzusehen, die berufslos leben, und neugierig abzuwarten, welcher von ihnen die nöthige Hülfe leisten werde; kannst du selbst sie nicht leisten? mus vielmehr immer mein erster Gedanke sein, und, wäre dis, wie könnte ich mir die Freude nehmen lassen, sie wirklich zu leisten? Bin ich denn etwa so unbekannt mit den Freuden der thätigen Menschenliebe, daß ich diese Frage nicht verstehe? Gottlob, das bin ich nicht; so will ich dann aber auch segnen, wie in meinem Berufskreise, so ausser demselben, und zwar — nach Möglichkeit. Ein doppelt nützlicher Mensch bin ich alsdann; kann ich meine Menschenwürde vollständiger behaupten, als so? Viele menschenfreundlichen Handlungen lassen sich auch in der That mit der treusten Abwartung iedes ruhigen Berufs recht gut verbinden, wenn man nur seine Zeit gehörig einzutheilen weis. Geschähe es aber, daß ein Berufsgeschäft und eine Hülfleistung zusammenträfen, so verhält sich's doch wenigstens ganz anders damit, als wenn ein Berufsbetrieb und ein Vergnügensgenus zusammentreffen. Wie es in diesem Falle gleich ausgemacht ist, daß der Beruf vorgehe, so kommts in ienem erst

darauf an, ob der Beruf dabei leide, oder nicht, wenn man einer eintretenden und nicht aufzuschiebenden Hülfleistung wegen seine Abwartung einstweilig aufschiebt, oder sie einem Andern überträgt, u. s. w. Leidet er nicht hierbei, o so will ich mich mit ihm schon dafür aussöhnen, daß ich ihn zu vernachlässigen scheine; bei der ersten Gelegenheit eines Vergnügensgenusses, der mit seinem Betriebe zusammentrift, will ich's.

Achtes Selbstgespräch.

Wenn ich so von meiner Verpflichtung zu edler Wirksamkeit für die menschliche Gesellschaft in und ausser meinem Berufe mit mir sprach, bedarf's nun wohl noch der Frage — welche menschliche Gesellschaft darunter eigentlich zu verstehen sein müsse? Ich gab ia den Grund meiner Verpflichtung also an — „Bin ich nicht Alles, was ich bin, durch die menschliche Gesellschaft geworden —?" Auf welche menschliche Gesellschaft passt denn dis eigentlich? Auf die allgemeine doch wohl nicht. Es würde mir, als mich meine Mutter auf die Erde aussetzte, schlecht gegangen sein, wenn ich die Rolle eines Weltbürgerfindlings hätte spielen sollen; es würde mir aber auch nicht viel besser gegangen sein, wenn eine zwar bestimmte, iedoch fremde bürgerliche Gesellschaft meine Aufnehmerin hätte sein sollen. So aber nahm mich die einheimische bürgerliche Gesellschaft auf, und so passt iene von mir aufgeworfene Frage auch nur auf diese. In ihr, in der ich geboren und erzogen ward, bin ich eigentlich geworden Alles, was ich bin. Sie also, sie hat sich auf das höchste um mich verdient gemacht, und — so mus ich mich auch um sie auf das höchste, und hauptsächlich wenigstens, gegenverdient machen — —

es wäre dann, daß sie mich ohne meine Schuld verstösse. Ausser diesem einzigen Falle darf ich keineswegs so schliessen — „wie es genug ist, daß du von Einzelnen erhaltene besondere Gefälligkeiten auch nur Andern wieder erzeigst, und nicht gerade denen, welche sie dir erzeigten, so ists auch genug, wenn du das Gute, welches deine bürgerliche Gesellschaft dir that, irgend einer andern bürgerlichen Gesellschaft vergiltst." Jene einzelne besondere Wohlthäter existiren vielleicht gar nicht mehr, oder bedürfen doch etwa meines Wiedervergelts nicht; diese meine Allwohlthäterin aber, die bürgerliche Gesellschaft, in der ich geboren und erzogen ward, existirt noch, stirbt nicht aus, und verlangt sogar mit Recht Wiedervergelt von mir. Hier, hier entspringt die Quelle meiner besondern Verpflichtung zum Patriotismus.

Also — Vaterland, **Vaterland!** — Hoch erhebe sich, so oft ich den Sinn dieses Worts denke, mein Herz, und ich müsse vorzüglich in meinem Vaterlande und für mein Vaterland Alles zu thun und zu leiden bereit sein! Zum Auswurfe der Menschheit gehörte ich sonst. — —

Höchst verehrlich sei und bleibe mir der Glaube an ein höheres Vaterland, als die Erde ist — ein Glaube, den das Christenthum nicht blos begünstigt, sondern auf den es auch recht eigentlich dringt! Philo, der kein Christ war, bekannte sich auch zu diesem Glauben. „Die Weisen, schrieb er, sind eine vom Himmel

herabgekommene Kolonie; sie wissen, daß der Himmel ihr Vaterland sei, in welchem sie eigentlich zu Hause sind, und daß sie auf der Erde nur Fremdlinge sind." Wie tief würde sich auch ein Vernunftwesen ernidrigen, wenn es seine Abstammung von einer blossen Sinnenwelt herleitete, und nicht einen überirrdischen Ursprung für sich annähme! Ohne mich also unter die Weisen zu zählen, von welchen Philo nur sprach, glaube ich vielmehr fest, daß ieder Mensch, also auch ich, nur da eigentlich zu Hause sei, und dahin wieder heimkehre, wo die gesamte Geisterwelt zu Hause ist. Eine vollständigdeutliche Vorstellung kann ich mir freilich von so einer allgemeinen Heimat der Geister nicht machen; — dis schadet aber auch nichts. Genug, ich mus eine solche annehmen, wenn ich vernünftig glauben will, und — so werde sie meinetwegen mit Philo Himmel genannt! So kann ich mir auch noch weniger deutlich vorstellen, was ich dabei denke, wenn ich meine, ich gehörte ihr ursprünglich zu, und kehrte in sie zurück. Aber auch dis schadet nichts. Genug, ich spreche dem grossen Nazaräner nach — „vom Vater bin ich ausgegangen und kommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater." Warum sollte ich ihm nicht so nachsprechen können? Nannte er sich denn nicht so gern Menschensohn? (ist der Sprache nach gleichviel mit Menschenkind). Bin ich dis aber nicht auch? Die Hauptsache ist doch also wohl nur, daß ich weder weis, was

Ich eigentlich sei, noch daß ich weis, was Gott eigentlich sei. Ob ich hierüber in den ewigen Zukünften mehr Wissenschaft erhalten werde? Ich zweifle daran; ich glaube vielmehr, auch in den allerewigsten nicht.

Bei aller der tiefen Achtung aber, welche ich für mein überirrdisches Vaterland habe — wie könnte ich des irrdischen Vaterlandes, welches ich doch offenbar auch habe, undankbar vergessen, oder es gar verleugnen? Stammt denn nicht der Körper, in welchem ich jetzt hause, und aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst hause, von der Erde ab? Sollte ich wirklich vorher schon in einem andern gehauset haben, so weis ich wenigstens nichts davon, und — wie sollte mir nicht irgend eine Rückerinnerung daran geblieben sein? Mit Gewisheit aber weis ich, daß ich in diesem irrdischen Körper, also auf der Erde, das eigentlich geworden sei, was ich bin. Ich rufe mir also zu — „habe auch Achtung für dein irrdisches Vaterland!"

Gefallen mus ich mir es freilich lassen, daß man mir hier entgegne — „so sprich wenigstens nur von der Erde überhaupt als von einem Vaterlande, aber nicht so von einem besondern Erdtheile, oder wohl gar nur von einem besonderen blossen Erdwinkel" —; ich kann mir es aber auch recht gern gefallen lassen, denn die Antwort hierauf gibt sich dem Vernünftigen von selbst.

Wahr ists allerdings, daß die Natur alle die Völkerscheidungen und die unzählichen dadurch entstande-

nen Vaterländer, Reiche und Staaten, gros und klein, nicht geschaffen hat. Die sämtlichen sogenannten Grenzgraben sind von den Menschen gezogen, und die sämtlichen sogenannten Grenzsteine von den Menschen gesetzt worden; sie selbst aber hat nur Flüsse und Oceane, Berge und Bergketten, geschaffen — iedoch auch nicht, um die Menschheit völlig zu trennen, sondern um die Erde für sie bewohnbar zu machen. Sie verlies sich nehmlich auch dabei auf die Menschheit selbst, daß sie als eine Kaste von Vernunftwesen sich dadurch in ihrem heiligen Verein nicht irre machen lassen werde, und hat sich auch selbst in diesem ihrem Verlasse nicht geirrt. Die Menschen überkletterten nicht nur die Gebürge von beiden Seiten, und so lernte auch auf beiden Seiten der Mensch disseits seinen Mitmenschen ienseits kennen, und richtete nach und nach Handel und Verkehr mit ihm auf — sondern sie überschifften endlich auch die Weltmeere, und kamen auf solche Weise von einer Halbkugel der Erde zur andern. Dis hat lange gewährt; endlich aber geschah es doch. Wäre es auch immerhin für manches Volk nützlicher gewesen, wenn es nicht geschehen wäre — denn die Europäer, diese weltberühmten Erdumsegler, haben es hier und da gar arg gemacht — so hat doch die Menschheit im Ganzen dabei unaussprechlich gewonnen.

Ausgemachtwahr mag es also immerhin sein, daß die Natur den allgemeinen Verein der Menschen weder gestört hat, noch stören wollte, und daß die un=

zählichvielen besondern Menschenvereine, welche man Staaten nennt, keineswegs ihr Werk sind; so ists dann doch auch ebenso ausgemachtwahr, daß die Menschheit alle die Ausbildung, welche sie erhielt, erst durch die Errichtung und seit der Errichtung besonderer Staaten und bürgerlicher Gesellschaften — mithin kleinerer Erdvaterländer — nach und nach erhalten habe. Weder das Wahre, noch das Gute, noch das Schöne — weder Erkentnis, noch Sittlichkeit, noch menschlicher Lebensgenus — konnten auf der Erde gedeien ohne sie. Ja, nicht einmal Eigenthumssicherheit, oder auch nur Lebenssicherheit, wäre ohne sie da. Lobe den Stand der Natur, wer will; ich lobe mir die bürgerliche Verfassung. Ist gleich auch sie nicht, ia, nirgends ohne Mängel, so müsse ich bedenken, daß keine menschliche Einrichtung ohne Mängel sein könne, daß aber doch die unvollkommenste Staatsverfassung besser sei, als gar keine. Das Letztere sei iedoch nur Trost für die, welche in übelregirten Staaten leben; keinesweges sei es Rechtfertigung für üble Staatenregirer! Eben diese sind auch Schuld daran, wenn es zuweilen das Ansehen gewinnt, als zerstörten die besonderen Menschenvereine den allgemeinen Menschenverein, welchen die Natur unangetastet lies. Sperre — ein Unwesen aller Unwesen, wenn sie nicht die Noth erfordert. Der Beweis dieses Satzes liegt hell und klar am Tage. Sobald Handel und Verkehr mit Allem, was die Natur, der menschliche Fleis, die Künste und Wissenschaften, erzeu-

gen, unter den verschidenen Staaten in der Regel nicht frei ist, so verliehrt die Menschheit den grössesten Theil von dem Guten wieder, welches die besondern Staatseinrichtungen ihr versprachen.

Vom Patriotismus sprach ich mit mir; ia, davon sprach ich, daß man für sein Vaterland Alles thun und leiden zu können bereit sein müsse ... Welch eine Ehre und Freude für mich, daß ich als Deutscher zu einer Nation gehöre, welche in den neuesten Zeiten hiervon ein Beispiel aller Beispiele gegeben hat, und allen Weltvölkern in Zukunft dabei zum Muster dienen kann. Eine Art von Wunder war es, daß die verschidenen Abtheilungen derselben, welche sonst gegen einander hatten fechten müssen, nach deshalb geschehenem Aufrufe sich gegen den gemeinschaftlichen Feind verbanden, unter dessen Adlern sie kurz vorher sogar gegen einander zu Felde ziehen musten. Was bewirkte dieses Wunder? der Patriotismus ... Möge doch ia den guten Deutschen, die vereinigt so brav kämpften, und so glorreich siegten, dieser ihr bewiesener Patriotismus nie wieder leid werden! Dis würde aber geschehen, und müste geschehen, wenn sie, die von unten hinauf so wacker handelten, von oben herab mit Undank gelohnt würden. Kämpften sie denn etwa blos für ihre eigene Freiheit, oder nicht auch, und vielmehr hauptsächlich, für die Freiheit ihrer Beherrscher? Sie haben diesen die Länder, welche ihnen noch gehörten, erhalten, und die verlohrnen wiedergeschaft. Welche Anstrengun-

gen, welche Aufopferungen leisteten sie dafür! eine auch nur halbvollständige Beschreibung davon wird einst die späteste Nachwelt noch in Erstaunen setzen. Könnten dis ihre Fürsten iemals vergessen? Oder wie? wäre Dankbarkeit etwa nur Bürgerpflicht? Da ists dann aber doch wohl nicht genug, daß den Völkern nur Dank gesagt werde; thätiger Dank mus ihnen auch abgestattet werden, der dem gesagten überhaupt erst das Siegel der Wahrheit aufdrückt. Einen solchen Dank darf also die deutsche Nation für ihren bewiesenen Patriotismus von ihren Beherrschern mit Recht erwarten, und sie ist auch treuherzig genug, ihn mit Gewisheit zu erwarten. Sie glaubt daher an eine milde Regirung derselben. Sie glaubt vorzüglich daran, daß ihre verschidenen Stämme und Staaten, welche zur Kriegszeit so gemeinschaftlich brav für das Wohl ihrer Fürsten gefochten haben, auch in wiedereingetretener Friedenszeit gemeinschaftlich frei Verkehr und Handel unter einander werden treiben können; damit nicht nur ihre Eintracht fortbestehe, und dann noch da sei, wenn sie etwa ie wieder zum eigenen Besten ihrer Fürsten selbst nöthig sein könnte, sondern damit nun auch von Seiten der Fürsten, um deren Wohl sie sich so beispiellos verdient gemacht, für ihr Wohl wieder gesorgt, und so Volkspatriotismus mit Fürstenpatriotismus erwiedert werde. — —

Soll denn aber der Patriotensinn, zu dem ich mich so hoch verpflichtet fühle, den Weltbürgersinn

in mir ersticken? Keineswegs! Ich verwickelte mich ia sonst in lauter Widersprüche mit mir selbst. Sprach ich denn nicht von einem allgemeinen Menschenverein, der der Natur ganz gemäs sei? Sprach ich nicht von einem allgemeinen irrdischen Menschenvaterlande, und erklärte solchergestalt alle Erdbürger gewissermassen, und blos im weitläuftigeren Verstande, für meine Mitbürger? Bin ich nicht gegen alle unnöthige Ländersperre, welche Grosse ausüben? Uebte ich aber nicht als Kleiner, wenn ich nicht weltbürgerlich dächte, in meiner Art auch Sperre, Herzenssperre und Herzensverschlus gegen Ausländer, aus? Ich habe ia auch nur gesagt, daß sich mein Vaterland auf das Höchste (hauptsächlich) um mich verdient gemacht habe; weshalb ich mich dann auch auf das Höchste, hauptsächlich wenigstens, um dasselbe gegenverdient machen müste. Hat sich denn aber das Ausland gar nicht um mich verdient gemacht? Hat es gar nichts zu der körperlichen und geistigen Ausbildung beigetragen, welche ich im Vaterlande erhalten habe? Ueber diese Frage müsse ich doch in der That recht nachdenken!

Nehme ich auch nur meine körperliche Ausbildung, wie viel habe ich da schon dem Auslande zu danken! Ich will gern zugeben, daß Nahrung und Kleidung die Hauptartickel des menschlichen Lebens sind, und so will ich auch gern zugeben, daß mir mein Vaterland Beides lebenslang nothdürftig reichen könne; Besser aber ist doch besser. Geniesse ich nicht die näh-

rendsten und stärkendsten Nahrungsmittel, welche blos das Ausland, oft wohl gar das fernste Ausland nur, erzeugt, und die erst der Handel mir zuführt? Selbst die edleren Tischprodukte, welche mein Vaterland liefert — sind sie nicht insgesamt ausheimischen Ursprungs, und aus der Fremde her in meine Heimat verpflanzt worden? Wenn ich von heute an mich blos so beköstigen sollte, wie sich vor tausend Jahren die Menschen in meinen Gegenden beköstigten, wie würde mir zu Muthe werden? Freilich, wenn ichs von Kindheit an nicht anders wüste, so müste ich auch leben, wie die graue Vorwelt dabei lebte; behaupten aber darf ich dessen ungeachtet doch wohl, daß Besser besser sei. Ja auch sogar das Erdgewächs, wovon iezt — wie lange ists her? — Millionen Deutscher leben, und das dem heillosen Pachterwucher wenigstens Grenzen sezte, ia, ohne welches Deutschland den Franzosenkrieg gar nicht auszuhalten im Stande gewesen wäre — woher stammts? Von unsern Antipoden... Ists mit dem Kleidungswesen viel anders, als mit dem Nahrungswesen? Trage ich nicht im Winter die schüzendsten und erwärmendsten Leibesbedeckungen, welche auch blos das Ausland, oft wohl gar das fernste Ausland nur, erzeugt, und die auch erst der Handel mir zuführt? Mag man auch in meinem Vaterlande einst selbst seine Wölfe und Bäre erlegt haben; welche iämmerliche Geisteskultur gabs zu der Zeit daselbst! Genug, iezt liefern entfernte Gegenden die Wolfs- und

Bärenpelze, und noch entferntere die schöneren Pelze, anhero. Die hiesigen Füchse reichen nicht zu, die hiesigen Pelzträger insgesamt zu bepelzen, und — mit dem Schafspelz, der auch nicht einmal hier ursprünglich zu Hause ist, hat doch wohl nicht gern Jeder zu thun. Abgesehen nun von der blossen Winterbedeckung — liefert nicht die schönsten Bedeckungen und Bekleidungen aller Art für beiderlei Geschlecht das Ausland, und — was noch Mehr ist, wenn man auch sagen wollte, die, welche nach Art derselben im Vaterlande verfertigt würden, hielten ihnen, wo nicht ganz, doch schier, das Gleichgewicht, und es sei ein blosses Vorurtheil, oder doch wenigstens Mangel an Patriotismus, iene lieber zu wählen — sagte man denn nicht auch zugleich damit, daß, wenn iene, als Modelle, nicht da gewesen wären, diese, die vaterländischen, als blosse Nachahmungen, gar nicht zum Vorscheine gekommen sein würden? Hier, hier ists eigentlich, wo die Sache des Auslandes erst recht zu einer Ehrensache für dasselbe zu werden beginnt. Wo sind die für mich so wohlthätigen Erfindungen der Künste, welche höhern Lebensgenus bereiten, und ihre von Zeit zu Zeit erfolgten Verbesserungen und Vervollkomnungen gröstentheils gemacht worden? Ein Thor und ein Undankbarer zugleich würde ich sein, wenn ich nicht antworten wollte — „Auswärts“ —; durch Völkerverkehr kam also ihr Segen erst in meine Heimat. . . . Wie könnte ich über das Nahrungs- und Kleidungswesen des Medicinal-

wesens vergessen, welches in phisischer Hinsicht für mich noch oft über Nahrung und Kleidung geht? Woher die heilsamsten, schmerzenstillendsten und lebenrettendsten Medikamente anders, als aus dem Auslande, und gleichfals wohl oft aus dem fernsten Auslande? Noch bis auf diese Stunde kommen viele derselben unmittelbar von daher, und die übrigen, welche man nun auch ia hier zu Lande nacherzieht, kommen doch gleichsam noch immer mittelbar von daher, und stammen hier blos durch Verpflanzung von dortaus ab. Es ist mit der Apotheke, wie mit der Küche. Beide würden sehr armselig bestellt sein, wenns kein Ausland gäbe. Zu sagen — es bedarf keiner Apotheke — ist um nichts klüger, als zu sagen — es bedarf auch keiner Küche. Wie Lebensmittel sein müssen, wenn der Mensch überhaupt fortleben soll, so müssen auch Gesundheitsmittel sein, wenn der krankgewordene Mensch wieder gesund leben soll. Es beruhet ia auch in der That nur auf Wortklauberei, wenn man meinen alten Vorfaren das Apothekerwesen absprechen will; habe ich doch sogar Jäger gehört, welche es dem Wilde nicht absprechen liessen, sondern vielmehr behaupteten, der Mensch habe es erst von ihm gelernt, so ungefär, wie vom Biber das Bauwesen, und von der Spinne das Weberwesen. Dabei komme ich aber doch auch wieder darauf zurück, daß Besser besser sei, und daß die blossen alten Hausmittel, vom Holunder an bis zu den verschidenen Arten von Münze und Kümmel, welche bei mir ursprüng-

lich und einheimisch sind, eine gar dürftige Apotheke ausmachen.

Nehme ich aber vollends meine geistige Ausbildung, wie noch weit schätzbarer mus mir da das Ausland werden! Es ist wahr, daß ich sie im Vaterlande erhielt; lieferte aber nicht ebenfals zu ihr die schönsten Mittel die Fremde, die nahe und ferne Fremde, sowohl in der Mitzeit, als in der Vorzeit? Was ich von den Künsten sagte, denen wir den eigentlichen Lebensgenus zu verdanken haben, das gilt auch von den höheren Wissenschaften, durch welche der Mensch erst sein eigentliches Wesen zu geniessen anfängt. Thor und Undankbarer zugleich würde ich doch im höchsten Grade vollends sein, wenn ich nicht zugestehen wollte, daß die ersten Erfindungen und nachherigen Vervollkomnungen der mehresten derselben keineswegs in meiner Heimat, sondern auch auswärts, gemacht worden, und daß also ihr Segen auch durch Völkerverkehr erst in diese gekommen sei. Nichts weiter, als die Frage an mich — wie wardst du eigentlich an der Hand der Wissenschaften höher und geistig ausgebildet? kann ich hierauf anders antworten, als — durch Bücher —? Lektüre, entweder meine eigene, oder die meine Lehrer fleissig getrieben hatten, verlieh mir die Kentnis des Wahren, Guten und Schönen, welche ich besitze, und den Geschmack daran, auf den ich so gern stolz sein mag. Wie? und die wichtigsten der Bücher, welche diese meine ganz unübersehbare Lektüre ausmachen, wären nicht gröstentheils ausser

meiner Heimat geschrieben worden? Sie sinds, ja, sie sinds, und wenn ich ganz Deutschland auch zu meiner Heimat mache. ((Vom Druckwesen ist also hier nicht die Rede, sondern vom Manuskriptwesen. Der Druck hat freilich den Umlauf der nützlichsten Schriften unaussprechlich befördert; aber sie musten doch erst da sein, wenn er ihren Umlauf befördern sollte — er, der gleichfals auch den Umlauf der allerunnützesten Schriften, sobald sie nur da waren, befördert hat.)) O ihr Griechen und ihr Römer in älteren Zeiten, und ihr Italiäner und ihr Franzosen in neueren Zeiten, wie hochverdient um die Litteratur habt ihr euch gemacht! Wie verschlang der sprachgelehrte Deutsche eure belehrenden Schriften, und wie eifrig, um sie noch gemeinnütziger zu machen, übersetzte er sie für seine der fremden Sprachen entweder ganz unkundigen, oder doch weniger kundigen Landsleute in seine Muttersprache!.. Vorhin sagt' ich, es sei mit der Apotheke, wie mit der Küche; so setze ich dann noch ganz treuherzig hinzu, daß es mit der Bibliothek sein würde, wie mit der Küche und Apotheke, und daß auch sie sehr armselig für mich bestellt sein würde, wenns kein Ausland gäbe. Ich kenne und verehre, wie den deutschen Kunstfleis, so auch den deutschen Gelehrtenfleis; wahr aber ists und bleibts doch auch, daß Ausländer Beide erst weckten. Selbst unsere Meisterwerke und Originalschriften, die allerdings als solche nun in den Augen der Ausländer gelten müssen, würden nicht da sein, wenn die Meister

sich nicht in der Schule der Griechen und Römer gebildet hätten. Nicht von Westen nach Osten, oder gar von Norden nach Süden, wanderte das Schöne aller Art, sondern umgekehrt geschah die Wanderung, und zwar — ganz natürlich also. Sonne, du Vicekönig der Erde, du erklärst Alles. . .

Diesen ganzen Vorhalt müsse ich mir dann aber auch keineswegs gethan haben, um den Patriotensinn in mir zu schwächen, sondern blos, um den Weltbürgersinn mit ihm zu vereinigen, und so im Allgemeinen — überall und durch und durch — Gerechtigkeit und Dankbarkeit auszuüben. Beide können ia auch recht gut neben einander bestehen. Was geht denn nehmlich mir und meinen Mitbürgern dadurch ab, wenn auch Ausländer, ia, die entferntesten Ausländer, ihr Dasein froh geniessen, und sich glücklich und selig fühlen? Besitze ich wirklich ein menschliches Herz, so mus ich ia vielmehr Gewinn dadurch haben. Oder würde ich mich etwa auch nicht schämen, zu ienen Reichen zu gehören, welche der Gedanke an die Armut von Millionen ihrer Brüder in ihren Schwelgereien nicht stört — oder zu ienen Freien, welche übergeben und frech der Millionen Sklaven, die Menschen, wie sie, sind, sogar noch spotten können? Bei meinem Herzen also, worin Raum für die ganze Menschheit ist, sei's geschworen — mein Wunsch soll nicht blos sein, daß es meinem Lande und meinem Volke wohlgehe, sondern daß überall, wo Menschen hausen, auch menschliches

Wohlsein, wie es Himmelsstrich und Klima nur zulassen, herrschen möge. Ist dieser Wunsch aber wirklich mir Ernst, so müsse er sich auch durch meine Freude darüber mir selbst erst bewahrheiten, wenn ich lese oder höre, daß irgendwo, sei, wo es sei, Menschenheil im Steigen sich befinde — ganz so, wie durch meine Traurigkeit darüber, wenn ich höre, oder lese, daß irgendwo, sei, wo es sei, Menschenheil wieder sinke. Erfare ich also z. B., daß fremde Nationen, die einander bekriegten, wieder friedlich Verkehr und Handel unter sich treiben, oder daß da, wo Finsternis herrschte, das Licht aufgehe, oder daß irgend ein Volk vom Despotismus, unter dem es seufzte, erlöset worden sei, und die Ketten der Sklaverei, oder Leibeigenschaft, welche es trug, glücklich weggeworfen habe, so soll sich mein Herz dabei so froh erheben, als wenn ich selbst zu diesem Volke gehörte. Erfare ich aber auf der andern Seite, daß ein verheerender Krieg im Auslande wieder ausbreche, oder daß in der Ferne das kaum angebrochene Licht wieder in Finsternis übergehe, der Aberglaube im nächtlichen Verein mit dem Despotismus sein Haupt wieder emporhebe, eine neue Kettenschmiede für Denker angelegt werde, u. s. w., so soll mein Muth ebenso darüber nidersinken, als wenn mich selbst dieses Schicksal mitbeträfe. . . Der leztere Humanitätssinn, der Mitleidssinn, auf solche Weise auch fremden Nationen und Ausländern überhaupt geweiht, ist hinreichend, mich, wenn ich ihnen auch Leiden bereiten könnte,

davon abzuhalten; der erstere Humanitätssinn aber, der Mitfreudesinn, mus auch stark genug sein, mich, wenn ich ihnen Freuden bereiten kann, dazu anzuhalten. Wie schön müsts doch sein, wenn man das Heil einer ganzen Welt befördern könnte! Traun, dis ists, was Gott zum Allseligen macht. Wäre ich der irdischen Herrscher Einer, ich träte in Gottes Fusstapfen, und wollte mit Segnen zwar bei meinem Volke den Anfang machen, aber nicht bei ihm das Ende finden, sondern segnen über Grenzgraben und Grenzpfäle hin, über Bergketten und Oceane hin, segnen, so weit meine edleren Herrscherkräfte nur reichten. So ists dann aber auch in iedem Stande Pflicht, zum Besten der Welt überhaupt und zum allgemeinen Wohle mitzuwirken, wie es Kraft, Zeit und Umstände erfordern und verstatten. Wie viel können z. B. in dieser Hinsicht die Gelehrten, die Meister in den Wissenschaften, als Schriftsteller vorzüglich, der Menschheit weit und breit nicht leisten! Wie viel nicht auch die Reichen, welche Geld und Gut genug haben, um auch auswärtigen gemeinnützigen, oder wohl gar sehr nothwendigen Anstalten das Entstehen entweder selbst, oder doch die Fortdauer, zu erleichtern! Mit dem Glauben an die Besseren unter ihnen ging einst der edle Franke nach Apostelweise in alle Lande, und fand sich an ihnen nicht getäuscht. Noch dauert zu Halle sein herrliches Institut, wozu vielleicht Ausländer das Mehreste beitrugen, fort, und hat bis ietzt alle Stürme der Zeiten glücklich über-

standen. Derselbe Fall ists mit auswärtigen ausserordentlichen Nothständen, wie z. B. die Lagen fremder durch Krieg oder durch die Elemente verheerter Städte und Länder sind. Wie froh sollten doch da die Reichen in ihren unverheert gebliebenen Gegenden darüber sein, daß sie dort nicht wohnten, wo das Verderben sich so gewaltsam einmiethete, und also glauben, daß es zwar nur ein schwacher Dank von ihrer Seite gegen das Schicksal, aber auch ihre allerhöchste Schuldigkeit, sei, den dortigen Leidenden Unterstützung zu leisten — besonders, wenn von selbigen sogar darum geflehet würde! Ein Anderes ist es nehmlich, wenn fremde Bettelmönche mit Panisbriefen, oder Vagabonden mit falschen Brandbriefen, umherlaufen, und ein Anderes, wenn verunglückte Ausländer als Passanten richtige obrigkeitliche Attestate aufzeigen, in welchen sogar kräftig für sie gesprochen wird. Wer da etwas thun kann, und nichts thut, der rechne sich nicht zu den Humanen! Nicht einmal warten soll er vielmehr, daß seine Obrigkeit ihn erst dazu auffordere, sondern sein eigenes Herz soll ihn gleich dazu auffordern. Ja, träte sogar der entgegengesetzte Fall ein, daß seine Obrigkeit es ihm verböte, so müsse er sich daran nicht kehren, sondern im Stillen das heiligere Gebot seines Herzens, welches ein Gottesgebot ist, befolgen! Sollen Einzelne einander Nothhülfe leisten, so müssen es auch verschidene Gemeinen eines Landes thun; und sollen diese einander in grossen Nöthen beistehen, so müssen auch verschidene

ganze Völker gegen einander so handeln. Die Humanität darf so wenig die von Menschen eigenmächtig bewirkten Länderscheidungen respektiren, als die Natur sie respektirt; — mit diesem Grund- und Glaubenssatze steht und fällt nicht nur das Christenthum, sondern auch das blosse Menschenthum. Der Einwand, daß dabei das Geld aus dem Lande gehe, gehört unter die allernidrigsten. Würde denn nicht, wenn diese humane Denkart Völkereinverständnis wäre, bei dem nächsten grossen Vaterlandsnothstande das aus dem Lande gegangene Geld ins Land zurückkehren? Wünschte man also etwa, daß dieser Vaterlandsnothstand sofort eintreten möge, damit das Vaterland auch sofort wieder zu seinem ausgeschickten Gelde käme? Ach, es gibt ganz andere Geldausgänge aus dem Lande, die gar füglich unterbleiben könnten, ia, die offenbar tadelnswürdig sind. Den fremden Thier- und Menschenquälern, z. B. — vom grausamen Bärleiter an bis zum noch grausameren Kinderdressirer — den fremden Wagehälsen aller Art — vom Seiltänzer an bis zum englischen Bereuter — werde der Eintritt ins Land verweigert! Diese allerseits Taugenichtse nähren nicht nur einen schlechten Geschmack des Publikums, und stiften nebenzu noch manches Nachahmungsunheil, sondern sie schleppen auch oft noch weit mehr Geld aus dem Lande, als iene wakkern Kollektanten, welche wohl gar für das Allgemeine ihrer Heimat sich gutherzig auf den Weg begaben. Man kann es mit Recht unter die beneidenswerthesten Vor-

züge der Reichen rechnen, daß sie auf dergleichen hier beschriebene edlere Weise Kosmopolitensinn an den Tag legen können. Bist du aber auch kein eigentlicher Reicher, sondern blos Mann, der sein gutes Auskommen hat, so las dir wenigstens wackere bei dir eintretende Fremde willkommen sein, und nimm sie um so gastfreundlicher auf, wenn sie dir empfohlen sind! Verschaffe ihnen Bekanntschaften an deinem Orte, wenn sie sie wünschen, und empfiehl sie an deine auswärtigen Freunde, wenn ihr Weg dahin geht, weiter! — — Sollte es endlich auch wohl nur noch eine Frage sein, ob der Weltbürgersinn nicht auch mit sich bringe, daß man das wahre Verdienst, alles Gute, Schöne und Grosse am fernsten Ausländer ebenso schätze und ehre, wie am nächsten Mitbürger? In der That, so müste auch die Frage entstehen, ob man auch die Verdienste der Vorwelt ehren und schätzen müsse, und nicht etwa auch blos die Verdienste seiner Zeitgenossen. Was der Zeit nach Vorwelt und Mitwelt ist, das ist dem Orte nach Ausland und Vaterland. Es gibt einen Familienstolz — in aristokratischen Staaten ist er zu Hause; so gibts auch einen Nationalstolz, und dieser ist überall zu Hause, wo die Dummheit regirt. Beide sprechen sich das Urtheil selbst.

Neuntes Selbstgespräch.

Ich kam auf alle diese Betrachtungen durch das Gefühl meiner Verpflichtung zu edler Wirksamkeit für die menschliche Gesellschaft; so gehe ich dann aber nun weiter, und behaupte auch auf der andern Seite mein Recht auf eigenes Wohlsein in ihr. Soll ich dieses Recht erst noch beweisen? Gut! ich wills thun. . . Ich bin. Was ist aber Sein, wenns nicht Wohlsein zugleich ist? Fraget den Blutarmen, der sich den Hunger kaum stillen kann — Fraget den Siechling, der selten einen schmerzenlosen Augenblick hat — Fraget den Sklaven, dem nichts weiter frei ist, als das Athmen — — — sie verachten, verwünschen und verfluchen nach der Reihe ihr Dasein. Der Glückseligkeitstrieb ist gegeben, wie der Fortseinstrieb; er ist tief eingewebt in die Sinnlichkeit des Menschen. Ihn höhern Trieben, welche die Vernunft erst erschaft, aufopfern — ia, dis ist Pflicht; Unsinn aber ists, von dem Menschen zu begehren, daß er ihn ohnedis verleugnen, und in einer solchen ungereimten Verleugnung sogar seine Ehre und Würde finden solle. Nennt man dis etwa Stoicismus, so ist zwar der Rath, dergleichen zu prakticiren, bald gegeben; wenn es aber bei den Rathgebern selbst zur wirklichen Praxis kommt, so sieht man sie auch selbst in ie-

ner menschlichen Blösse, die uns angeboren ist, und deren bescheidene Bedeckung uns also auch nur Pflicht sein kann. Ihre Brüder in der Vorwelt habe ich zwar nicht gekannt; sie mögen aber wohl um nichts besser gewesen sein, als sie, die meine Zeitgenossen sind, und an denen ich, statt solche Stoiker zu finden, häufig wahre Epikuräer gefunden habe. Uebrigens besteht ia auch der wahre Stoicismus, wie weltbekannt, nur darin, daß man auf äuserliches Heil, das man nicht haben kann, grosmüthig Verzicht thue, und sich alsdann durch das innere Heil, welches man sich selbst gibt, entschädigt und noch überentschädigt dafür halte. Diesem Stoicismus zugethan zu sein, darüber mus ich freilich mit mir selbst einverstanden sein; doch — hiervon nachher! . . Wahr ists, man kann das Wohlsein verwirken, wie das Sein; wer aber Beides nicht verwirkt, dem sollte doch wohl von Rechtswegen Beides werden, so lange es die Natur verstattet. Verwirke ich also Sein nicht, so mus ich leben dürfen, bis meine Lebenskraft selbst sinkt; verwirke ich Wohlsein nicht, so mus es mein sein können, bis ichs nicht mehr geniessen kann. Verdiente ich vollends Wohlsein noch ganz besonders durch hohe edle Wirksamkeit — o dann klagte ich doch wohl über Ungerechtigkeit an allen Orten und Enden in der menschlichen Gesellschaft mit doppeltem Rechte, wenn es mir versagt würde. Der Meinung bin ich iedoch also selbst, daß nur dieienigen hohes Wohlsein geniessen sollten, welche Wohlsein hoch verdienten. Mit

der Realisirung dieser einzigen Idee wäre zugleich der Geselschaft selbst ein- für allemal ganz und gar geholfen. Berufen darf ich mich übrigens, wenn ich meinen Glückseligkeitstrieb so warm, iedoch so bescheiden zugleich, vertheidige, gewis doch auch wohl darauf, daß man als Glücklicher auch leichter Glückseligkeit um sich her stiften könne. Wem es also um edle Wirksamkeit zu thun ist, der mus auch Befridigung seines Glückseligkeitstriebes, d. h. äuserlichen Wohlstand, für sich wünschen. Recht gern gebe ich z. B. zu, daß man mit seinem Verstande, und zwar mit ihm allein, viel Gutes stiften könne, so, wie ich auch zugebe, daß Reichthum und Macht nur erst an der Hand des Verstandes mit Gewisheit wahrhaftig Gutes stiften; habe du aber so viel Verstand, als du willst — hast du nicht auch zugleich Geld und Gut, oder Ansehen und Gewalt, so wirst du vielerlei Gutes ungestiftet lassen müssen, so eifriggern du es auch stiften möchtest, blos darum, weil diese äuserlichen Güter, mit Recht wohl Glücksgüter genannt, schlechterdings dazu erforderlich sind. Endlich fällt mir auch noch ein, daß es mir unbegreiflich sei, wie mir edle und nützliche Wirksamkeit so heilig sein solle, wenn mein Glückseligkeitstrieb etwas Unheiliges an sich hätte. Hats dieser Trieb bei mir an sich, so hat er's auch bei allen Andern an sich; wie sollte ich denn also auf seine Befridigung bei Andern hinwirken dürfen, oder gar müssen? Ist diese es aber nicht, mit der es alle edle und nützliche

Wirksamkeit in den allermehresten Fällen nur zu thun hat? . . . Ich summire nun das iezt mit mir Besprochene folgendermassen — „Man darf also sein Glück suchen; aber — allerdings nur auf edlen Wegen."

Wen das Glück selbst sucht, der braucht es freilich nicht zu suchen. Leider gibts dergleichen in Menge, so, wie es Menschen auch genug gibt, die sich todt darnach suchen können, ohne es zu finden. Ich sage wohlbedächtig — „leider"; denn hieraus entspringt unsägliches Unheil in der Gesellschaft. Dabei kann iedoch mein Glaube an eine höhere Regirung der menschlichen Angelegenheiten und meine Ehrfurcht für selbige recht wohl bestehen; ich heilige mich sogar der lezteren hiermit aufs neue. Nur kann doch wohl Niemand in Abrede sein, daß es schlechterdings zur moralischen Weltordnung gehöre, daß es Jedem so gehe, und nur so gehe, wie er es verdient. Ich weis mich also freilich über die gegenwärtigen Misverhältnisse in dieser Hinsicht durch weiter nichts zu beruhigen, als daß die ganze iezige Verfassung der grossen Menschheitssache wohl blos die Einleitung zu einer vollkommeneren derselben sein möge. Was übrigens ienes unermesliche Unheil, welches iezt noch daraus entsteht, daß das Glück selbst so Viele sucht, anbetrift, so ists genug, auf die Erfarung hinzuweisen, welche zu allen Zeiten den Saz bewies, daß, wenn eine Geschichte der menschlichen Uebergebenheiten geschrie-

ben werden sollte, bei diesen Glückskindern der Anfang gemacht werden müsse.

Die übergebensten unter ihnen trift man unter denen an, welche das Glück schon suchte, ehe sie zu finden waren. Wahr ists, so etwas klingt sonderbar, auffallend, und, wenn man will, sogar berauschend; sollten aber diejenigen, welche auf solche Weise vom Glück gesucht wurden, und sich dadurch berauschen lassen können, wie z. B. die schon vornehm, oder reich Gebornen, von ihrem Rausche nicht augenblicklich zurückkommen, sobald sie nur bedächten, daß eine blosse Vertauschung, welche bei ihrer Geburt mit ihnen vorgegangen wäre, ihre ganze Sache verdorben hätte, und daß, wenn ein Wäker- oder Bettlerkind, das eben auch erst geboren worden war, an ihrer Statt in ihre Wiege gelegt worden wäre, sie aber die Stellen derselben hätten einnehmen müssen, diese iezt vornehme und reiche Herren, sie aber Wäker und Bettler sein würden? Sind denn dergleichen Vertauschungen nie geschehen — nie? Wenn ich nicht irre, sagt man sich mehrere derselben sogar aus der Geschichte der Thronen ins Ohr. Es gibt in der That nur ein Mittel, womit sich alle diejenigen rechtfertigen können, welche sich auf Geburtsvorzüge, als auf solche blos, viel, oder auch nur etwas, einbilden. Sie müssen nehmlich auch eine Vertauschung vorschlagen, und zwar eine Glaubensvertauschung, und darauf bestehen, daß man an die Stelle des Glaubens an ein künftiges Leben — bei welchem ihnen überhaupt

oft nicht wohl zu Muthe werden mag — den Glauben an ein bereits vergangenes Leben setze, in welchem sie die Rolle der unbelohntgebliebenen Verdienstvollen gespielt, so, daß es blosse Schicksalsiustiz, und nichts weiter, gewesen sei, wenn sie beim Eintritte in das zweite Dasein gleich mit grossen äuserlichen Vorzügen ausgestattet erschienen, oder mit andern Worten, bei ihrer Geburt gleich nachbelohnt worden wären. Schwerlich dürfte sich aber die Welt, die Gesellschaft, zu einem solchen Glaubenstausche verstehen; diese findet es vielmehr unendlichräthlicher für sich, bei dem alten Glauben, daß das ietzige Dasein das erste, keineswegs aber schon das zweite sei, steif und fest zu beharren, und von denen, die sich blos für nachbelohnt halten, zu verlangen, daß sie vielmehr ihr unverdientes günstiges Geschick erst noch nachverdienen möchten. Gehörte ich zu diesen so glücklich Gepriesenen und so allgemein Beneideten, so sollte die Welt ein so über Alles gerechtes Verlangen nicht erst an mich bringen dürfen; ich selbst, und noch dazu aus Achtung für mich selbst und aus Gefühl für meine wahre Menschenwürde, müsts an mich bringen. Pfui, müste ich bei mir sprechen, wer will Gutes haben, das er nicht als Lohn für Gutes, als Segen für Segenstiftung, betrachten kann? Verdient von dir mus schlechterdings ieder weltliche Vorzug sein, wenn die ganze Welt dich seines Besitzes wegen nicht auszischen soll. Ist er also von der Art, daß du ihn nicht vorverdientest, so verdiene ihn nach;

sonst nenne dich selbst, wie die Welt dich mit Recht nennt — Bärenhäuter — nenne dich so, und wenn du zu den Sultanen gehörtest. . . . Fiele mir hier Jemand in die Rede, und spräche etwa — „du bist zu gewissenhaft; wie es damit ist, daß du gleich Mensch geboren wardst, so ists auch damit, wenn du gleich vornehm oder reich geboren wardst; Eins, wie das Andere, Prärogatifen, welche eine höhere blosse Willkür verspendet" — so müste ich ihm antworten — „dein Vergleich ist gewissermassen, ia, in der Hauptsache sogar, nicht übel; Mensch sein ist das wahre Vornehmsein und Reichsein. Auch dieses mus iedoch nachverdient werden, eben darum, weil es ebenfals nicht vorverdient ward, und wehe dem, der hiezu nicht geneigt wäre! Er brächte sich um alle menschliche Würde; denn diese besteht so wenig im blossen Besitze hoher geistiger Kräfte, als im blossen menschlichen Ansehen, sondern einzig und allein in edler Anwendung iener Kräfte.

Viele sucht das Glück auch späterhin, wenn sie wirklich längst schon zu finden sind. Besondere Zufälle oder günstige Koniunkturen von Umständen sind es alsdann, die sie aus dem Staube ihrer Geburt ohne Weiteres emporheben, sie mit Reichthum, Ansehen und Gewalt begaben, ohne daß sie dabei viel mehr thun, als daß sie still halten, um sich damit begaben zu lassen. Wer kennt nicht Reiche genug, die es blos dadurch wurden, daß sie einen grossen Fund (dieses Wort wohl gar im allereigentlichsten Verstande genommen) thaten? Ent-

weder sie thaten ihn in der Erde, oder in der Lotterie, oder in Testamenten, oder sonstwo. Sie spekulirten mit ihrem kleinen Vermögen sich auch wohl reich, während daß Andere ungeachtet aller ihrer grösseren Behutsamkeit sich arm spekulirten. Ebenso — wer kennt nicht auch Angesehene genug, die ihre Erhebung blos einem hohen Gönner zu danken haben, dem ihr Aeusserliches gefiel, ohne daß sie weiter etwas Auszeichnendes aufzuweisen hatten? Weltkundig ists ia auch, daß sogar gleiche Talente, gleiche Geschicklichkeiten und gleiche Verdienste nicht immer zu gleichen Ehren bringen. Kurz, es ist, als wenn Manchem in der Welt Alles leicht, und Manchem Alles schwer gemacht werden sollte. Da es nun einmal so ist, so sei es so! Inzwischen verhält sichs mit Allen, die das Glück während ihres Lebens erst sucht, wie mit denen, welche es vor ihrer Existenz schon suchte. Auch sie, wenn sie nicht vorverdient haben, müssen nachzuverdienen suchen; damit nicht ebenfals die ganze Welt sie auszische. Ja, sogar auch dann, wenn sie schon Verdienste aufzuweisen haben, müssen sie noch fortfaren, Verdienste zu sammeln, und dabei mit Bescheidenheit auf dieienigen hinblicken, welchen es bei gleichen, oder wohl gar noch grösseren Verdiensten nicht so gelang, wie ihnen . . . Nur alsdann, wenn eine so solide Denkart, wie hier beschrieben ward, bei denen, welche das Glück selbst suchte, sei vor ihrer Geburt gar schon, oder auch nur während ihres Lebens erst noch, suchte, angetroffen wird, verliehrt ihr Anblick

das Empörende, welches er sonst, und sobald das Gegentheil Statt findet, an sich hat und an sich haben mus. — — —

Wen nun das Glück nicht selbst sucht, der darf es suchen; mit andern Worten, er darf sichs angelegen sein lassen, sich zu äuserlichem Wohlstande selbst emporzuheben. Hierüber war ich ia vorhin schon einverstanden genug mit mir; so mus ichs dann aber auch mit dem Zusatze sein, welchen ich machte — iedoch nur auf edlen Wegen, d. h. durch lobenswerthe Mittel. Mit den blos erlaubten und blos nicht unrechtmässigen Mitteln ists so eine Sache; man kann leicht unter allerlei Scheinen und Vorwänden zu ihnen rechnen, was man will — es bleibe also bei den lobenswerthen! Diese bestehen darin, daß man solche Kentnisse einsammle, solche Geschicklichkeiten erwerbe, durch die man der Geselschaft nützlich werden kann, und daß man durch beide der Geselschaft auch wirklich nützlich zu werden suche. Wer so sein Glück nicht machen, so nicht angesehen und reich werden kann, der halte es lieber mit Verborgenheit und mit Genügsamkeit! Dis ist iener ächte Stoicismus, von dem ich sprach, und bei dem man sich übrigens schon damit trösten kann, daß man zu solchem Gutesstiften, wozu schlechterdings viel Geld und Gut, viel Ansehen und Gewalt gehören, nicht berufen sei; denn wäre dis, so würden die Sachen wohl anders gehen.

Ich mag's nicht untersuchen, welche Zahl grösser sei — ob die Zahl derienigen, welche sich auf eine ehrenvolle, oder doch wenigstens erlaubte Weise, selbst glücklich machten, oder derer, die glücklich durch sich selbst bald auf eine blos unerlaubte, bald gar auf eine wirklich schändliche Weise wurden; so viel weis ich aber mit Bestimmtheit, daß man, wenn man den Glückseligkeitstrieb schon höheren Trieben, welche die Vernunft erschaft, aufopfern können soll, ihn noch weit weniger durch schlechte Mittel zu befridigen suchen dürfen werde. Was haben im Grunde auch dieienigen davon, welche so thun? Sie müssen sich schämen des Besitzes ihres Glücks vor sich selbst, und stören sich auch dadurch selbst im Genusse desselben. Wären sie iedoch über das Schämen vor sich selbst weg, so weiset die Welt mit Fingern auf sie, und, statt sie blos auszuzischen, wie dieienigen, welche ihr unvorverdientes Glück blos nicht nachzuverdienen suchen, macht sie sich fertig, Verspeiung an ihnen auszuüben — als wobei ihnen aller Genus ihres Glücks doch wohl vergehen müste. Wären iedoch auch sogar hierüber Mehrere von ihnen — wie man behaupten will — weg, nun, so beneide sie nicht nur Niemand ihres gemachten Glücks wegen, sondern Jeder, wer noch die geringste Achtung für seine eigene Menschenwürde hat, preise sich selig, an ihrer Stelle nicht glücklich zu sein!

Was hat man aber nicht von Menschen, die einmal über alles Schämen, vor sich selbst sowohl, als auch

vor der Welt weg sind, zu gewärtigen? Befürchten mus man sogar, daß sie sich darauf berufen werden, wie sie durch ihr auf solche, d. h. oft auf die schimpflichste und schändlichste, Weise erworbenes Glück Segen um sich her stifteten, und so dieienigen noch überträfen, welche ihr blos durch Geburt und Zufall erhaltenes, mithin unvorverdientes Glück nicht nachzuverdienen suchten. Hierauf diene ihnen von iedem rechtlich denkenden Menschen zur Antwort — „leider lehrt zwar die Erfarung, daß auf schlechte Weise erworbenes Glück oft noch weit schlechter angewendet werde; doch — dis nur beizu für euch! Ohne also zu untersuchen, ob es um euer Segenstiften auch wirklich so stehe, wie ihr vorgebet, und ob ihr am Ende nicht etwa höchstens nur kleines Gutes — aber wohlbedächtig mit grossem Geräusch — vom Ertrage des im Stillen, oder wohl gar auch öffentlich, ausgeübten grossen Bösen bestreitet, mithin dieses bei der höchsten Justizbehörde kaum verzehntet, so wisset, daß auch die beste Anwendung des auf schlechte Weise erlangten Glücks die Erlangungsweise so wenig rechtfertigen könne, als der fromme Zweck verruchte Mittel, ihn zu erreichen, zu heiligen vermag — alte und neue Jesuiten mögen dagegen sagen, was sie wollen. Solch Gutes zu thun, das ihr nur durch Glücksgüter, welche ihr blos auf eine schändliche Weise an euch bringen konntet, zu thun vermochtet, waret ihr noch weniger berufen, als irgend ein Mensch irgend ein Gutes, wozu schlechterdings dergleichen Güter über-

haupt erfordert werden, zu thun berufen ward, sobald sie ihm bei seinem rechtschaffensten Fleisse sogar von höherer Waltungsbehörde ein= für allemal versagt wurden."

Sollten diese Sätze iemals für unrichtig erklärt werden, so wär's geschehen nicht blos um die bürgerliche Welt, sondern auch sogar um die ganze sittliche Welt, und — welcher Schuft und Bösewicht hätte alsdann nicht den freisten Spielraum nicht nur, sondern auch das gewonnenste Spiel selbst sogar? Das Register dieser Nichtswürdigen ist gros; hier nur die Nahmen Einiger derselben. Ich denke nehmlich iezt sogleich auf der Stelle an die Räuber allzumal — von den Erbschleichern an bis zu den vorsätzlichen Bankerotmachern, und von diesen wieder an bis zu den entweder privilegirten oder sich selbst privilegirenden wirklichen Land= und Seeräubern, gekrönt und ungekrönt; ich denke ferner an die Seelenverkäufer, an die Freundes= Stadt= und Landverräther, an die schmeichlerischen und heuchlerischen Hofschranzen, an die bösen Helfershelfer böser Fürsten, nahmentlich an dieienigen, welche sich von ihnen misbrauchen lassen, in ihrem Nahmen Justitzmord auszuüben, oder ihrer Geilheit schöne Dirnen, mit Gewalt wohl gar, zuzuführen; ich denke endlich auch nur noch an dergleichen Dirnen selbst, welche sich dergleichen Fürsten, öffentlich wohl sogar, anheim geben, und sich dadurch in den Stand setzen, eine beträchtlichere Weltrolle zu spielen, als sie sonst gespielt

haben würden. Es sei genug, wie gesagt, an diesem kleinen Auszuge aus dem grossen Register der Ehrlosen, welche sich der Glücksgüter auf eine schändliche Weise von ieher zu bemächtigen wusten. Wer sich von dem Unheile, welches sie in der Welt angerichtet und gestiftet haben, einen Begriff machen will, der nehme nur die genannten Ersten und Letzten derselben, und fange bei den römischen Erbschleichern an, und höre bei den französischen Dirnen auf; die Geschichte der Leo's und der Ludwige steht ihm dabei zu Dienste.

Hier will ich mich wiederholen, und hinzusetzen — „Wer nur auf dergleichen hier beschriebenen Weisen sein Glück machen, nur so, und nicht anders, angesehen und reich werden kann, der halte es lieber mit Verborgenheit und mit Genügsamkeit!" Dis ist — ich wiederhole mich abermals — iener ächte Stoicismus, von dem ich sprach. Wenn ich aber vorhin blos erwähnte, daß man sich bei ihm schon damit trösten könne, daß man zu solchem Gutesstiften, wozu schlechterdings viel Geld und Gut, viel Ansehen und Gewalt gehörten, nicht berufen sei, weil sonst die Sachen wohl anders gehen würden: so weis ich nun auch noch einen andern und besseren Trost für ihn. Hier ist er — „auch bei Verborgenheit und Genügsamkeit kann man Gutes stiften, sobald man nur will." Wie es nehmlich vielerlei Gutes gibt, zu dessen Stiftung Reichthum und Macht schlechterdings erfordert werden, so gibt es auch Gutes genug, zu dessen Stiftung sie keines-

wegs erforderlich sind. Jeder, dem sie fehlen, prüfe nur als Menschenfreund zu diesem Behufe die Kräfte, welche er auf andern Seiten besitzt, und die Umgebungen, in welchen er sich befindet; eine Gelegenheit über die andere wird er dann finden, nützlich, oft sehr nützlich, ia gar wohl so nützlich zu werden, wie es die Angesehensten, Mächtigsten und Reichsten nicht werden können, oder doch nicht zu werden pflegen. Von grossen geistigen Kräften an bis zu starken Körperkräften — welch ein weites Feld zu edler Wirksamkeit öfnet sich für den, der dergleichen besitzt! Wo wurden die preiswürdigsten Erfindungen gemacht? Antwort — im Verborgenen! wo ward der beste Rath ertheilt? Antwort ebenfals — im Verborgenen! Der Verstand bedarf in solchen Fällen äuserlichen Ansehens und bürgerlicher Macht und Gewalt nicht. Wer leistet die treuste Krankenpflege? Antwort — die genügsamen Unreichen! wer rettet sogar fremdes Menschenleben aus Feuers- und Wassersnöthen? Antwort ebenfals — die allergenügsamsten Armen! Das gute Gemüth, Herzhaftigkeit und Körperstärke in heiligstem Verein spotten gemeinschaftlich sogar in solchen Fällen des blossen Reichthums an Gold und Silber. — — —

Ich kehre nach diesen angestellten Betrachtungen dahin zurück, von woher ich zu ihnen ausging. Meinen Glauben an eine höhere Regierung der menschlichen Angelegenheiten soll mir auch das gegenwärtige

grosse, ich möchte fast lieber sagen, ungeheuer-grosse Misverhältnis zwischen Wohlwürdigkeit und Wohlergehen nicht rauben. Vielmehr soll es mich in ihm bestätigen. Ich will also gern, gar gern zugeben, daß es in Ansehung derer, welche das Glück selbst sucht, und die entweder bei Glücksgütern gar schon geboren, oder doch nachher unverdienterweise damit begabt wurden, von der Vorsehung so gemeint sei, daß sie auf die Probe gestellt sein sollen, ob sie selbige nachzuverdienen und sich dadurch in die Klasse belohnter Edlen gleichsam nachzuversetzen suchen würden. Ja, ich will auch sogar zugeben, daß es sich in Betref derer, welchen die Glücksgüter alles ihres noch so redlicheifrigen Bestrebens darnach ungeachtet versagt werden, etwa so verhalte, daß sie auch erprobt werden sollen, ob sie, sich selbst ehrend, durch grosmüthige Verzichtthuung auf Güter, welche die Ehrlosesten oft erhalten, unter die alleredelsten Menschen sich versetzen würden. Nie aber kann, darf und werde ich zugeben, daß es der Wille der Vorsehung sei, daß die, welche das Glück selbst sucht, Uebermuth gegen diejenigen ausüben sollten, welche bei allem ihrem auf allen Seiten noch so rechtschaffenen Suchen es doch nicht finden konnten.

Zehntes Selbstgespräch.

Ich gedachte neulichst des Uebermuths; seiner soll sich überhaupt kein Glücklicher schuldig machen, er sei, wer er sei, und wenn er auch nicht nur glücklich durch sich selbst, sondern es auch auf die rechtschaffenste Weise, geworden wäre. Ebenso soll sich aber auch kein Unglücklicher dem Unmuthe überlassen, er sei, wer er sei, und wenn er auch nicht nur unglücklich ohne seine Schuld, sondern es auch wohl gar ebenfals auf die rechtschaffenste Weise, geworden wäre. Beides entehrt und zeugt von Kleinheit des Karakters, und wer auf seine menschliche Würde hält, der hat weder in guten Tagen mit Uebermuth, noch in bösen Tagen mit Muthlosigkeit, zu schaffen.

Dennoch findet man beide oft hinter einander an einen und denselben Menschen, welche erst glücklich lebten, und dann unglücklich wurden. Mit Recht nennt man sie Kleine durchaus.

Im Glück — wie stand es da mit ihnen? . . Sie waren stolz und aufgeblasen über ihren grossen Wohlstand, meinten, es müsse Alles so sein, wie es wäre, bis ans Ende so sein, und nahmen wohl gar

die Mine an, als gehe es ihnen noch nicht einmal wohl genug. Andere mochten sie gern durch ungezogenes Behandeln ihre vermeinte Wichtigkeit fühlen lassen wollen, und warfen wohl oft auch auf die würdigsten Menschen, sobald sie nicht an Glücksgütern gleichreich waren, im Vorbeigehen, wenn sie ihnen begegneten, blos Seitenblicke, und zwar Seitenblicke voll hämischer Verachtung. Dabei waren sie zugleich unmässig in sinnlichen Genüssen, die ihnen ihr grosser Wohlstand, als solcher, verschafte, und liessen sichs kaum einfallen, Mitbürgern, denen dergleichen Genüsse beinahe versagt waren, dann und wann einen derselben auch zu verschaffen.

Im Unglück hernach — wie zeigten sie sich da? .. Bald verzweifelten sie, klagten wie Rasende auf das undankbarste und gröbste über Ungerechtigkeit, welche ihnen durch den Krebsgang der Dinge widerfüre, verfluchten ihr Dasein, wie ihr Schicksal, und wiesen jeden Daseinsgenus, den sie noch hätten haben können, trotzig zurück. Bald krochen sie in dem Masse, wie sie sonst hoch auf den Zehen gestanden hatten, krochen selbst vor denen, gegen die sie sich ehemals am meisten emporzurecken gesucht hatten, und waren, wenn dis nichts half, im Stande, auch noch weit niederträchtigere Mittel, ia, die allerniederträchtigsten, zu gebrauchen, um ihren verfallenen Wohlstand, wenns möglich wäre, wiederherzustellen. Die sogenannten Tirannen sogar, welche endlich gestürzt wur-

den, vertheilten sich nach ihrem Sturze in diese zwei ganz verschiedenen Klassen verunglückter Glücklichen. Einige derselben konnten ihre gehabte Weltgrösse nicht verschmerzen, und fielen in ihr eigenes Schwert; Andere von ihnen baten nur um ihr Leben bei ihren Stürzern, und freueten sich wie Kinder, wenn ihre Bitte nur erfüllt ward — wider allen Glauben der von ihnen tiranisirten Völker — — dessen Rechtmässigkeit nicht nur an sich gleich einleuchtete, sondern auch wohl gar nachher noch auf das schrecklichste sich bewies — — nur erfüllt ward.

Mit Recht nennt man, wie gesagt, solche Menschen, die im Glück erst übermüthig waren, und dann im Unglück allen Muth verlohren, Kleine durchaus . . . Wie war daher auch ihr Schicksal in der bürgerlichen Geselschaft beschaffen? Ganz so, wie sie es sich selbst hätten vorhersagen können, und wie sie es verdienten.

Zur Zeit ihres Glücks ging ihnen ieder rechtlich denkende und sich selbst schätzende Mitbürger aus dem Wege, sobald er konnte, und so lange er konnte. Wer Geschäfte mit ihnen zu betreiben hatte, brach sie möglichst ab; wer sie in Geselschaft antraf, kam in diese Geselschaften nicht wieder. Wirkliche Freunde hatten sie nicht — Schmarotzer höchstens, wenn sie sie verlangten. Ausser diesen gönnte ihnen kaum Jemand ihr Glück; man stand vielmehr in einem ganz unverabredeten Einverständnisse darüber, daß dasselbe

sich zu einem Ein= und Vorwurfe gegen den Glauben an eine höhere Justitzpflege eigne, und suchte ihnen dis bei ieder Gelegenheit begreiflich zu machen. Man ging wohl noch weiter, und entwarf Plane, sie um ihr Glück zu bringen, damit ihrem Uebermuthe ein Ende gemacht würde, und sie Menschen schätzen lernten; — Plane, die nicht selten gelangen.

Zur Zeit ihres Unglücks nachher gewährte man ihnen fast keine andere Theilnahme daran, als die, welche die Schadenfreude eingab. Besonders zeichneten sich hierdurch dieienigen aus, welche vorher ihren Uebermuth am meisten hatten empfinden müssen. Die allgemeine Stimme aber war wenigstens, daß sie als gewesene Misbraucher ihres hohen Wohlstandes gar nicht zu bedauern wären, und daß man vielmehr damit sehr zufrieden sein müsse, daß endlich doch der Glaube an eine höhere Justitzpflege ehrengerettet worden sei. Selbst die Bestgesinntesten konnten es nicht über sich vermögen, sie im eigentlichen Verstande zu bedauren, und erleichterten ihnen, wenn die Erleichterungsstunden schlugen, ihr Unglück nicht mit Herzlichkeit, sondern blos aus allgemeiner Menschenliebe. Man warf ihnen zwar den Liebesdienst, welchen man ihnen leistete, nicht mit beiden Händen zu und vor die Füsse; man leistete ihn aber doch nur mit der linken, aber nicht mit der rechten Hand, damit diese nicht wisse, was iene thue — also sogar ganz antievangelisch. — —

Nur der — rufe ich hierauf gegen mich selbst aus — ist ein Mann, wer im Glück ohne Uebermuth, und im Unglück nachher ohne Untermuth (Verzeihung dem neuen Worte!) der Welt sich zeigt. Mit Recht nennt man ihn und Seinesgleichen Grosse durchaus. Man freuet sich schon über seinen blossen Anblick; noch mehr aber freuet man sich über die Behandlung, welche ihm von Seiten der Welt widerfährt.

Im Glück — wie erscheint er da? . . Ohne alle Anmassung; vielmehr herablassend. Herrschsucht — er möge sie über sechs Individuen, oder über sechs Familien, oder über sechs Völker ausüben können, ist ihm zu klein. Regiren mag er freilich gern; aber zuförderst über sich selbst, so, daß er sein Glück mit weiser Mässigkeit geniesst, und dann über Andere zwar auch, aber doch nur so, daß er durch sein Glück sie mitglücklich machen möge. Für wahre und höhere Freundschaft lebt und webt er, und verachtet Jeden, der sich durch Schmeicheln, oder gar durch Kriechen, bei ihm einschleichen will. Dabei schätzt er aber auch jeden Andern, den er näher kennen lernt, sobald er findet, daß es um Kopf und Herz mit ihm gut stehe — es möge übrigens mit demselben Menschen um Geld und Gut so schlecht stehen, als es wolle. Er ist der edelste Nehmer und der edelste Geber. Tiefgerührt und hochdankbar nimmt er in Empfang, was die allerhöchsten Hände ihm zuspenden, und tiefbescheiden und hochherzlich theilt er mit seinen — so

nennt er sie selbst — allerkleinsten Hunden wieder davon mit und aus.

Im Unglück hernach — wie erscheint er da?.. Ganz unbefangen, gleichsam als wenn er's geahnt hätte. Er fühlt den erlittenen Verlust zwar, aber bekämpft und besiegt das Gefühl desselben durch das höhere Gefühl seines eigenen Werths. So hält er dann zu viel auf sich selbst, als daß er nicht nur keine Klagelieder singen, sondern auch noch weniger sich so tief ernidrigen und so weit wegwerfen könnte, daß er durch kleinliche, oder gar durch böse Mittel sich zu helfen suchte. Dabei nimmt er aber ieden Beistand, welchen ihm sein erst für ihn, und dann wider ihn, am Ende doch aber einigermassen wieder für ihn gestimmtes Schicksal leistet, und ieden erlaubten Lebensgenus, der ihm noch zu Theile wird, dankbar an. Gefasst auf alles Zukünftige — es sei besser, oder wohl gar noch schlimmer — ist er standhaft, und harret in seiner Standhaftigkeit aus, bis entweder die Welt ihn, oder er die Welt überwindet. Diese könnte ihn iedoch nur in phisischer Hinsicht überwinden; er aber überwindet sie gewis in moralischer Hinsicht, d. h. er spöttelt noch sterbend über den Stempel der Unwesentlichkeit, welchen alle ihre Güter an der Stirn gleich tragen.

Wie man sich nun schon über den blossen Anblick eines solchen im Glück und Unglück gleichgrossen, also durchaus grossen, Menschen freuen mus, so freue

man sich noch mehr über die Behandlung, welche ihm von Seiten der bürgerlichen Gesellschaft widerfährt!

Zur Zeit seines Glücks schliesst sich ieder Wackere mit Freuden an ihn an, sobald es nur die Gelegenheit dazu gibt. Man zeigt ihm, daß man ihn wahrhaftig liebe und schätze, ihn schätze, ohne dafür bezahlt wollen zu sein. Man gibt ihm unverkennbare Beweise davon, daß man ihm sein Glück nicht nur gönne, sondern auch als Menschenfreund davon überzeugt sei, daß er es verdiene. Wehe dem, der darauf ausgehen könnte, ihn um dasselbe zu bringen! Alle Rechtschaffene in seinem Zirkel machen gleich gemeinschaftliche Sache gegen so einen Unhold, und suchen mit vereinigten Kräften den verruchten Plan zu zerstören. Ja, sie beeifern sich sogar, sein Glück nicht nur ihm zu sichern, sondern es auch noch zu erhöhen. Sie befördern iede seiner eigenen Anstalten, es menschlich zu geniessen, zeigen ihm neue Wege dazu, und verschaffen ihm besonders Gelegenheiten, den allermenschlichsten Genus davon zu schöpfen, und Segen um sich her damit zu stiften.

Zur Zeit seines Unglücks nachher nimmt er alle Edlen erst recht für sich ein. Sie schätzen ihn nun erst ganz, und vergewissern ihn hiervon auf das vollkommenste. Sie suchen ihn auf — iedoch mit grössester Schonung und ohne alles unnöthige Geräusch. Könnten sie aber die Stille dabei nicht beobachten, so brechen sie auch diese, um der Welt zu zeigen, daß man sich seiner nicht zu schämen habe, und so sei-

nem Herzen noch mehr wohlzuthun. Ihr ganzes Bedauern hat er auf der Stelle, und sie zeigen es ihm nicht blos durch Wort, sondern auch durch That. Ist sein Unglück von der Art, daß sie demselben wirklich abhelfen können, so vereinigen sie sich dazu kräftigst; ist dis aber nicht der Fall, so suchen sie wenigstens es auf alle mögliche Weise ihm zu erleichtern. An allem Guten, das sie besitzen, und woran er noch Theil nehmen kann, lassen sie ihn auf das bescheidenste Antheil nehmen, und lehnen auch seinen blossen Dank dafür ab. Ist's am Ende um ihn geschehen, so reichen sie ihm noch den letzten Trost, und zollen ihm ihre Thränen. Er drückt ihnen auch hiefür die Hände, und weissagt sich sterbend noch, daß er in ihrem Angedenken fortlebe. Seine Weissagung trift ein, und sie denken lebenslang mit hoher Achtung an ihn. — —

Bis iezt unterhielt ich mich mit mir selbst blos über die beiden extremen Klassen von Menschen, welche man entweder Kleine durchaus oder Grosse durchaus — meiner von ihnen gegebenen Beschreibung nach nehmlich — zu nennen pflegt; es gibt aber auch noch zwischen beiden eine doppelte Mittelklasse, welche sehr häufig angetroffen wird. Man könnte sie — nehmlich auch in demselben von mir angegebenen Sinne — die Halbkleinen, oder auch Halbgrossen — wie man will — nennen. Ein Theil derselben zeigt sich erst gros, oder gut — Bei-

des gilt gleichviel — im Glück, und dann klein, oder schlecht — Beides gilt auch gleichviel — im folgenden Unglück. Ein anderer Theil zeigt sich erst gut im Unglück, und dann schlecht im folgenden Glück. Unter den Ersteren sind die sanguinischen Lebemänner zu verstehen, denen es gar nicht einfällt, auf ihren guten äuserlichen Zustand sich etwas einzubilden, die froh sind, wenn man sie nur im Genusse desselben nicht stört, und deshalb auch Andere gern mitgeniessen lassen, die aber freilich, wenn ihr Wohlstand verfällt, wie aus den Wolken gefallen sind, sich an den Verfall desselben gar nicht gewöhnen können, und daher alsdann entweder sich blos als Thoren zeigen, oder gar Schurken und Schelme werden. Bei den Letzteren hat man sich die bei ihrer Geburt vom Schicksale als Stiefkinder Behandelten zu denken, welche sich in ihre kümmerliche Lage schicken und schmiegen lernten, weil sie musten, und aus deren eigentlichen Karakter man deshalb auch nicht eher recht klug ward, bis ihr äuserlicher Zustand sich sehr verbesserte; da sie dann wohl die anmassendsten und unerträglichsten Menschen wurden. Man hätte glauben sollen, daß sie, erst durch die Schule der Trübsale geführt, nach überstandenen bittern Schuliahren die dankbarsten und thätigstliebenden Mitbürger sein würden; sie erschienen aber gerade als die undankbarsten und undienstfertigsten, und hörten, wenn sie sie hören wollten, die allgemeine Stimme — „wäret ihr Dürftige, Verborgene und Unmächtige geblieben, so

wäre für die Welt besser gesorgt gewesen, und für euch selbst auch."

Es ist gewis, daß Raisonnement das wahre Mittel sei, vor den beiden Extremen — Uebermuth im Glück und Muthlosigkeit im Unglück — überhaupt sich zu bewahren; nicht weniger gewis ists aber auch, daß es dazu gar keines hochdaherfahrenden, sondern blos eines ganz populären philosophischen Raisonnements bedürfe. Und — wie lautet solches? Ich trage mir es erstlich also vor — — —

„Sieh doch nur an alle die Güter, welche das sogenannte Glück ausmachen! Sind sie nicht das Unzuverlässigste, Wandelbarste, Vergänglichste und Eitelste von der Welt? Traun, es mus dir gleich in die Augen fallen, daß sie dis noch weit mehr sind, als dein irrdisches Dasein selbst. Erstlich haben sie mit diesem eine gleiche Eitelkeit. Wo bleibt der Reichthum, wo bleiben Macht und Ansehen, wenn der unerbittliche Engel des Todes sein „Komm mit" erschallen läßt? Der Reichthum erbe immerhin stets fort; nicht stets erben aber Macht und Ansehen fort, sondern verschwinden oft beim Erblassen ihres Besitzers in Nichts. Schau dann aber auch die todten Reichen selbst an — sind sie nicht der erbärmlichste Anblick? Schau die todten Angesehenen und Mächtigen selbst an — fürchtet sich auch wohl der unbärtigste Knabe noch vor ihnen? Die Männer im Volke aber üben öffentliches Todtengericht über sie aus, und wehe ihnen alsdann, wenn sie Ansehen

und Macht gemisbraucht haben! Ein schimpflicher Urtheilsspruch geschieht über sie, und, hören sie ihn auch nicht mehr, so musten sie ihn doch, wenn sie nicht die verworfensten Menschen waren, lebend in voraus schon hören."

„Dis ist die Eitelkeit, welche die irrdischen Daseinsgüter mit dem irrdischen Dasein selbst blos gemein haben; aber nun gibts auch noch eine andere, die sie vor diesem sogar voraus haben. Ueber iene sich wegzusetzen, mag es immerhin nur des Nichtglaubens an Fortdauer im Tode bedürfen; (brauchst, würde es alsdann heissen, wenn du todt bist, nichts mehr, siehst nichts mehr, hörst nichts mehr); über diese aber sich wegzusetzen — dazu gehört Mehr. Dann mus man nehmlich seine irrdischen Daseins- und Lebensgüter auch sogar irrdisch noch zu überleben verstehen. Wie? dieser Ueberlebungsfall wäre nie der Fall? O wie oft ist er's! Zum Beweise hiervon brauchst du nicht erst die geschriebene Geschichte der Vorwelt zu durchblättern; nimm doch nur blos die ungeschriebene und von dir selbst erlebte Geschichte — die Geschichte deiner Tage — zur Hand. Sahst du nicht selbst viel Reiche arm, viel Angesehene ihres Ansehens, und viel Gewalthaber ihrer Gewalt beraubt werden — und dis Alles nicht immer auf die schuldigste, sondern oft auch auf die unschuldigste Weise? Und nun sprich — was mochte da den gewesenen Reichen ihr gehabter und überlebter Reichthum sein?

was mochte da den gewesenen Vornehmen und Mächtigen ihre gehabte und überlebte Ehre und Gewalt noch gelten?"

„Erwägst du dis Alles recht oft, so mus es schier unmöglich sein, daß du zur Zeit der Besitzes der irrdischen Güter dich dem Uebermuthe, und zur Zeit ihres Verlustes dem Unmuthe dich überlassen könnest. Der einzige Gedanke — „weissest du nicht, daß du, der du heute reich, angesehen und mächtig bist, morgen arm, verachtet und schwach sein könnest?" — kann doch wohl Jeden, der ihn recht denkt, vor Uebermuth im Glück bewahren; und so mus auch im Unglück, wenn's folgt, der einzige Gedanke — „du hasts ia gewust, daß es um dergleichen Güter so stehe" — Jeden vor herrschendem Unmuthe bewahren können."

Jenes Raisonnement trage ich mir aber auch noch also vor: — — —

„Sieh doch noch einmal recht an alle die Güter, welche das sogenannte Weltglück ausmachen! Fällt dir nicht auch gleich in die Augen, und zwar in die höheren Augen, daß sie an sich blos, weder dadurch, daß du sie hast, dir Werth geben, noch dadurch, daß du sie nicht hast, dir Werth nehmen können? Als Erfarungssatz must du dis schon gelten lassen. Sind nicht oft — ach und wie so gar sehr oft! — diese Güter in den Händen der nichts-

würdigsten Menschen? Leben die ehr- und liebenswürdigsten Menschen nicht oft — ach und wie sogar sehr oft! — ihrer beinahe ganz beraubt? Die vernünftigere Welt aber — wie handelt sie bei solchen Gelegenheiten auf beiden Seiten? Nie wirst du sehen, daß Menschen blos ihrer Glücksgüter wegen von ihr geschätzt, sondern vielmehr dabei fast ignorirt werden; wohl aber wirst du sehen, daß Weise und Gute von ihr hoch und gar hoch geschätzt werden, wenn sie auch noch so glücksgüterlos sind."

„Du solltest aber auch gar nicht erst auf die Erfarung deshalb warten, sondern dir selbst von innen aus sagen, was dir eigentlich Werth gebe. Nur die höheren Güter des Geistes und Herzens sind es. Auf sie halte also recht! Dann wirst du dich weder herabwürdigen in guten Tagen zum Uebermuthe, noch in bösen Tagen zum Unmuthe. Zum Uebermuthe nicht — denn du hattest alsdann (es ist von äuserlichen Gütern die Rede) ohne sie schon Mehr. Zum Unmuthe nicht — denn du behältest noch Alles, was behaltenswerth ist, ohne sie."

Ende.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Phil
Sistema

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Menschenwürde In Selbstgesprächen ; Ein Büchlein, das man vorzüglich jungen Leuten am Ende ihrer Erziehung in die Welt mitgeben kann

Leipzig 1817

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3519
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273812-0